

## **Die Philosophie des armen Märzhasen Bemerkungen zur eigenen Person<sup>1</sup>**

**Rainer E. Zimmermann**

IAG Philosophische Grundlagenprobleme,  
FB 1, UGH, Nora-Platiel-Str.1, D – 34127 Kassel /  
Clare Hall, UK – Cambridge CB3 9AL<sup>2</sup> /  
Lehrgebiet Philosophie, FB 13 AW, FH,  
Lothstr.34, D – 80335 München<sup>3</sup>  
e-mail: [pd00108@mail.lrz-muenchen.de](mailto:pd00108@mail.lrz-muenchen.de)

**In der Tat begrenzt wenigstens die Enge als Insel  
ebenso sich selber, wie sie von draußen abtrennt.**

Ernst Bloch: Tübinger Einleitung in die Philosophie

**Manche aber – und wer weiß wie viele? –  
verzehren sich in stillem Trotz und gehen unter.**

Hermann Hesse: Unterm Rad

**[N]iemals verlangte man das von ihm, worauf er sich am besten verstand: er war ein Dichter und man verlangte Kritiken von ihm, er verstand viel von Musik und man wollte, daß er über Malerei spräche; er wußte selbst, daß er darüber nichts anderes als Mittelmäßigkeiten sagen konnte: aber gerade das gefiel; so redete er denn mit den Mittelmäßigen die Sprache, die sie verstehen konnten. Schließlich widerte ihn das Ganze an und er wies die Aufträge zurück. Freude machte es ihm nur, für kleine Zeitschriften zu arbeiten, die nicht zahlten und für die er, wie so viele junge Leute, seine besten Kräfte hergab, weil er dort frei war. Nur dort konnte er alles zutage fördern, was in ihm lebenswert war.**

Romain Rolland: Jean Christophe

Sehr geehrte Damen und Herren,  
liebe Kolleginnen und Kollegen,  
liebe Studierenden,

es kommt sicherlich nicht allzu oft vor, daß man Gelegenheit hat, ungehemmt und in aller Öffentlichkeit Bemerkungen zur eigenen Person zu machen – es sei denn, man bekommt den Nobelpreis für Physik zugesprochen. Erst im letzten Sommer habe ich anlässlich des International Congress of Mathematical Physics am Imperial College London Gelegenheit gehabt, bei einem Abendempfang einen der kürzlichen Preisträger zu treffen, nämlich Gerard 't Hooft, freilich ohne den Eindruck zu gewinnen, es würde ihn geradezu drängen, bei vielfältigen Gelegenheiten etwas zur eigenen Person zu sagen; für ihn wohl auch ein Zeitproblem. Was mich selbst angeht, auf absehbare Zeit weit von jedem Nobelpreis

---

<sup>1</sup> Vortrag am 2. November 2001 im Zuge der Ringvorlesung am Fachbereich Physik der Technischen Universität Wien.

<sup>2</sup> Permanente Adressen.

<sup>3</sup> Gegenwärtige Adresse.

entfernt, so möchte ich gleichwohl den Gastgebern für Ihre freundliche Einladung zu dieser Veranstaltung herzlich danken. Voran sei der Herr Kollege Romano Rupp genannt und auch mein langjähriger Freund und Mitstreiter Manfred Bayerl, der heute leider nicht anwesend sein kann. Ich betreibe ja zwischenzeitlich eine berufliche Tätigkeit, welche mich vielfach in die Gelegenheit versetzt, nicht nur viel zu sprechen, sondern praktisch auch über jedes Thema. (Insofern war meine eigene Berufswahl sicherlich auch nicht ganz uneigennützig.) Umso mehr also ergreife ich diese Gelegenheit freudig, um über mich selbst zu sprechen. (Im übrigen ist das meines Erachtens auch eine sehr angemessene Tätigkeit am Vorabend des 50. Geburtstages.)

Wenn ich aber die Aufgabenstellung dieser Veranstaltung hier zureichend korrekt begriffen habe, so geht es auch um ein didaktisches, geradezu auch Trost spendendes Unternehmen: Vor allem Sie, liebe Studierenden, sollen erkennen können, so ist mir gesagt worden, daß es tatsächlich ein Leben nach der Universität gibt und daß man es – entgegen so mancher pessimistischen Voraussage – auch ganz produktiv gestalten kann. Wir leben ja zunehmend in einer Gesellschaft, in welcher die persönliche Karriere wieder stark an Stellenwert gewinnt. Allerdings werden die Kriterien für eine als gelungen oder gelingend bezeichnete Karriere zugleich nach einigermaßen konservativen Prämissen beurteilt. In dieser Sichtweise ist alles unerwünscht, was vom geraden Weg abzuweichen scheint. Und was sollte „gradliniger“ definiert sein als eine akademische Karriere, welche für universitäre Berufe im engeren Sinne eine Assistentenzeit an das Studium anschließen läßt, dann die Promotion, dann die Habilitation, schließlich die Professur und irgendwann später den Lehrstuhl? Während für universitäre Berufe im weiteren Sinne diese Stationen durch die weniger würdigen Titel eines Vorstandsassistenten, eines Vorstandsmitglieds, eines Vorstandsvorsitzenden bezeichnet werden (dafür aber auch als Ausgleich für den Mangel an Würde wesentlich höher vergütet sind). Im Grunde folgt das Kapital (ich benutze den Begriff im Sinne von Pierre Bourdieu) hierbei allemal dem Energieerhaltungssatz: Geld wird durch Ansehen ausgeglichen oder umgekehrt, so daß die Kapitalsumme erhalten bleibt. Um in der klassischen Mechanik zu verbleiben, kann man die Analogie durchaus noch weiterführen, indem man das Ansehen mit der potentiellen, das Einkommen mit der kinetischen Energie gleichsetzt.

Aber das, worum es eigentlich dabei geht, und was Gegenstand dieses Vortrages hier sein soll, ist gerade das, was weniger dem Energieerhaltungssatz unterliegt als vielmehr der Energiebilanz offener Systeme. Anders gesagt: Uns geht es mehr um die *Entropie* als um die Energie, und nicht umsonst hat in manchen Ansätzen (auch in den ganz neuen der Quantengravitation) Entropie immer etwas mit Information zu tun. Eben diesem Umstand wollen wir heute nachgehen, was sogleich noch weiter zu erhellen sein wird.

Wenn ich also heute die nachfolgenden Bemerkungen zur eigenen Person mache, dann vor allem deshalb, um Ihnen an einem praktischen und mir zureichend gut bekannten Beispiel zu erläutern, was es im Grunde wirklich heißt, als Absolvent einer Universität, namentlich als Absolvent einer naturwissenschaftli-

chen Fakultät, ins Berufsleben zu treten. Und Sie werden am Ende feststellen können, daß kein Anlaß zur Verzweiflung gegeben ist. Es gilt stattdessen immer der Grundsatz: „Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst.“

\*

Im Laufe des Jahres 1995 begründete das kalifornische SETI-Projekt (Search for Extraterrestrial Intelligence) ein neues Unternehmen, das *Phoenix* genannt wurde. Diese Neugründung ging mit einer Umstrukturierung der Gesellschaftsorganisation einher, die wesentlich deshalb notwendig geworden war, weil die Regierung der USA ihre finanzielle Unterstützung zurückgezogen hatte (oder zumindest erheblich reduziert), so daß man künftig auf Spendengelder angewiesen sein würde. Das Kernstück des Projekts bestand schon seit längerem in einer systematischen Durchmusterung des Himmels (meist vom Radioobservatorium in Arecibo aus) im Strahlungsbereich einer charakteristischen Wasserstofflinie des elektromagnetischen Spektrums nach solchen strahlungsaktiven Objekten, die auf menschliche „Funkaktivität“ schließen lassen würden, als Indiz für die Existenz eines bewohnten Planeten in der näheren Umgebung unseres eigenen Sonnensystems. Der Name des Projektes, auf den bekannten Vogel der ägyptisch-griechischen Mythologie verweisend, der im Feuer untergeht und sich aus seiner eigenen Asche neuerlich erhebt, sollte dabei andeuten, auf welche Weise das Projekt trotz finanzieller Probleme sich in neue Höhen erheben würde. Tatsächlich scheint bisher der Plan aufgegangen zu sein: Gezielte Publicity hat das Projekt ins Bewußtsein vieler Tausend Interessenten gehoben. Beispielsweise hat die Verfilmung des Romans „Contact“ (von und mit Jodie Foster) erheblich zur Popularisierung des Projektes beigetragen. In diesem Film werden viele real existierende Mitglieder der SETI-Gruppe dargestellt, Jodie Foster zum Beispiel stellt teilweise durchaus biographisch die Hauptprotagonistin der Gruppe, Jill Tarter, dar (natürlich auf filmisch verfremdete Weise). Auf der *Web-Seite* der Gruppe, <http://www.seti.org> kann man sich über viele Details des Projekts und der allgemeinen Zusammenhänge informieren. Man kann sich auch an der Suche nach außerirdischem Leben selbst beteiligen, indem man das Programm [Seti@home](mailto:Seti@home) herunterlädt und der eigene *home computer* sodann die Routine der Signalauswertung vornimmt. Etliche tausend Menschen auf diesem Planeten dürften auf diese Weise bereits mit der Sache befaßt sein.

Ich habe mit der Schilderung dieses Projektes begonnen (ich bin übrigens selbst korrespondierendes Mitglied der Gruppe), weil ich gleichfalls im Jahre 1995 (bezeichnenderweise mit Wirkung vom 1. April) zum Professor für Philosophie am Fachbereich Allgemeinwissenschaften der Fachhochschule München berufen wurde. Und diese Berufung ist einem Wiedererstehen aus der eigenen Asche durchaus vergleichbar, wenn man auch alle übermäßig pathetischen Konnotationen dabei vermeiden sollte: Denn tatsächlich hatte ich zu diesem Zeitpunkt eine mehr als fünfzehnjährige Arbeitszeit als Mathematiker in einer Oberbehörde des (deutschen) Bundesfinanzministers hinter mir und in deren Verlauf so manches

Feuer durchlitten, das von Zeit zu Zeit immer noch in manchem Ascherest aufzuglühen pflegte. Wie die Berliner sagen, gelang mir der rettende Absprung in die Welt der Wissenschaft „auf den letzten Poeng“, denn auch vor die akademische Beamtenlaufbahn haben die Verordnungsschaffenden die Altersgrenze gesetzt. Und ich war mittlerweile spät „d‘ran“, obwohl ich doch recht früh begonnen hatte und dabei lange als „Überflieger“ galt.

\*

Sie müssen bedenken, daß ich von meinem Geburtsjahrgang (1951) her gesehen zu den „Zaungästen“ der Gesellschaft gehöre, wie Reinhard Mohr sie in seiner kleinen Schrift über die „Generation, die nach der Revolte kam“, genannt hat.<sup>4</sup> Das heißt, „Zaungäste“ sind jene, die zur „ewig verspäteten Generation“ gehören (den Achtundsiebzigern sozusagen), die zwischen „gereiften Ex-Hippies“ (den Achtundsechzigern) und „erfolgreichen Pseudo-Yuppies“ (den Achtundachtzigern) eingeklemmt, Gefahr laufen, auf dem Abstellgleis zu landen, weil die Gesellschaft, die zu verändern sie unternommen hatten, dazu übergegangen ist, sich selbst zu verändern, ganz ohne ihre Mithilfe. Und wirklich hat Mohr diesen Aspekt sehr gut getroffen: Wir waren „irgendwie tatsächlich“ so. Immer Zuschauer, aber niemals wirklich dabei. Wir bekamen alles mit, aber von einer Art individueller Insel aus. Vor allem waren wir für die aktiven Achtundsechziger zu jung, denn in den politisch aktiven Jahren 1967 bis 1969 waren wir noch Schüler und konnten uns bestenfalls *gestisch* an den grassierenden Diskussionen beteiligen. Mangels theoretischer wie praktischer Kenntnisse waren wir schwerlich imstande, den Sinn der stattfindenden Veränderungen nachzuvollziehen und angemessen einzuordnen. So taten wir meist das, was praktische Aktivität eher ausschließt: Wir lasen und diskutierten beim Kaffeetrinken. Das heißt, wir bevölkerten unsere jeweilige Insel der Subjektivität und blieben am Zaun stehen. Für praktische Diskussionen, etwa im Rahmen der Schülerselbstverwaltung an meinem Berliner Gymnasium (übrigens beziehungsreich nach Robert Blum benannt), waren wir in der Regel höchst ungeeignet.

Um einem Mißverständnis sogleich vorzubeugen: Das bedeutet nicht notwendig, daß wir nichts verstanden hätten. Es bedeutet eher, daß wir am Ende *zuviel* davon verstanden. Das heißt, wir waren mit Vorbehalten geradezu aufgeladen, und die Inselmetapher drückt auf geeignete Weise das aus, was wir letztlich im Übermaß besaßen, nämlich die Distanz zu den Ereignissen. Dagegen versteht sich ja von selbst, daß eine konkrete Verwicklung in ein Geschehen, gar in ein historisch bedeutsames Geschehen, die Einsicht in den Gesamtzusammenhang zumindest erschwert, wenn nicht ganz verhindert. Diese Gefahr bestand in unserem Falle keineswegs. Gerade in diesem Sinne also waren wir „Zaungäste“: Wir betrachteten die Dinge aus der Distanz heraus und analysierten sie. Und am Ende „wußten wir bescheid“ (wie man so sagt), ohne wirklich an den Dingen teil-

---

<sup>4</sup> Reinhard Mohr: *Zaungäste. Die Generation, die nach der Revolte kam.* Fischer, Frankfurt a.M., 1992.

gehabt zu haben. Diese Haltung bewahrte natürlich auch vor vielen Fehlschlüssen und Handlungen mit katastrophalen Folgen, denn wir pflegten die Dinge eher nüchtern und rational zu beurteilen, ohne großen Pathos, und ohne uns wesentlich von romantischen Anwandlungen der jeweiligen „Befindlichkeiten“ beeindruckt zu lassen und vom Überschwang aller Art, aber die erworbene Nüchternheit der Erkenntnis trug andererseits nicht gerade zum freudigen Erleben der eigenen Erfahrung bei. Im Grunde waren wir jene, die alles sezieren, so daß keine Zeit mehr blieb, unsere Erkenntnis anzuwenden. (Tatsächlich gab es auch nicht viele, die danach gefragt hätten.) Wir (oder besser: die meisten von uns) gehörten nicht wirklich „dazu“ und waren wegen so mancher kritisch geäußelter Bedenken auch oftmals so etwas wie institutionalisierte Spielverderber. Also wahrlich prädestiniert, Intellektuelle zu werden. Was uns freilich nicht daran hinderte, oder genauer: gerade deshalb dazu führte, weiterhin kräftig „Durchblick“ zu gewinnen oder zumindest darauf auszugehen.

Es begann schon mit einem Hauptdilemma: Inmitten der diskursiven Auseinandersetzung um den Vietnam-Krieg aufgewachsen, war einerseits Amerika unser genuines Traumland, dessen Wirkung zunehmend durch die im Fernsehen ausgestrahlten „traditionellen“ Spielfilme befördert wurde, andererseits sah man sich verpflichtet, es auf der Grundlage der gerade erworbenen Erkenntnis zu kritisieren. Beides aber eben aus der medialen Distanz heraus. Kritik an den USA, deren Truppen doch eben noch demonstrativ, nämlich im Sommer 1961, in Westberlin schützend eingezogen waren, in eine Stadt, die kurz darauf John F. Kennedy bei seinem Besuch kollektiv zugejubelt hatte, – Kritik an den USA bedeutete so etwas wie eine Verstimmung unter Verwandten, die ihren Konflikt formulieren, indem sie sich aus demselben Inventar von Grundbegriffen bedienen. Ein solcher Grundbegriff hieß „Menschenrechte.“ Reinhard Mohr hat treffend darauf hingewiesen, daß genau an diesem Punkt die Ungleichzeitigkeit ihre Wirkung voll entfaltet: Während nämlich solchermaßen die Sozialisation jener strukturiert und vorgeprägt wurde, die noch kaum die Abiturprüfung erreicht hatten, war die radikale, gewaltbereite Fraktion der Achtundsechziger bereits in den Untergrund getaucht und verübte ihre ersten spektakulären Terroranschläge. Sie hatte die Familie schließlich wirklich verlassen und scheute sich nicht, sie sogar aktiv zu bekämpfen. Auch diese Ereignisse wurden durch die mediale Distanz hinweg erlebt, wurden also gewissermaßen als „entrückte“ wahrgenommen. (Unvermutet hat erst kürzlich, nämlich in der Folge des 11. September dieses Jahres, dieselbe Diskussion neuerlich begonnen. Und sie wird auch wieder durch dieselben Parteien – innerhalb der Intellektuellen – geführt, mit nahezu identischen Argumenten und Frontlinien: Der Unterschied ist nur, daß sich heute endgültig gezeigt hat, inwieweit jene „ältere“ Generation der Achtundsechziger aus einem ethischen und politischen „Richtlinieninventar“ schöpft, wie es in den beiden Jahrzehnten unmittelbar nach dem Ende des zweiten Weltkriegs zwar angemessen war, mittlerweile freilich überholt worden ist durch die zunehmende Komplexität der internationalen Beziehungen und Interessen. An genau dieser

Stelle hat sich schließlich die nüchterne Rationalität gegen bewegungsromantische Emotionalität durchgesetzt.)

Man kann sich den Unterschied zwischen den Generationen auch an einem weniger spektakulären Beispiel klarmachen: Als meine Generation im Jahr 1964 auf das Gymnasium kam (in Berlin begann das fast ausschließlich immer erst mit dem siebten Schuljahr), hatte bereits, ehe wir imstande gewesen wären, uns zu orientieren, das Ende einer großen politischen Phase begonnen, die sich wesentlich im Bereich der Rockmusik ausgedrückt hatte: Obwohl einer der führenden Protagonisten dieser Bewegung, nämlich Robert Allen Zimmerman aus Duluth, Minnesota, nach dem walisischen Dichter Dylan Thomas genannt Bob Dylan, nur zehn Jahre älter war als wir selbst, hatte er doch schon, in den Jahren des „Folk-Revival“ zwischen 1963 und 1965, jene Wendung vollzogen, die bei dem legendären Konzert des Newport Folk Festivals (am 25. Juli 1965) – wir hatten gerade Sommerferien in der achten Klasse – und später während seiner England-Tournee des Jahres 1966 zu Unruhen unter dem Publikum führte, das ihn als „Verräter“ brandmarkte. (Sein „Verrat“ bestand im Griff zur E-Gitarre, die damals in Folk-Kreisen als verpönt galt. Aktivisten stürmten sogar die Bühne, um die Stromkabel mit Axtschlägen zu kappen.) Das Kernproblem bestand darin, daß die Ablehnung, auf die Dylan zu Hause und auf der Tournee zwischen Manchester und der Londoner Royal Albert Hall stieß, ihren Ursprung in dem gleichen Untergründig-Abgründigen nahm, das sich in den USA der aufstrebenden Bürgerrechtsbewegung seit 1957 (bei den Vorkommnissen an der Little Rock High School) auf höchst blutige Weise entgegengestellt und die folgenden Jahre unter anderem durch spektakuläre Attentate geprägt hatte. Unter den Zuhörern Dylans befanden sich zwar all jene, die einst im August 1963 den Marsch auf Washington mitgemacht hatten. Dylan selbst hatte inmitten jener Dreihunderttausend vor dem Lincoln Memorial gestanden, um der visionären Rede Martin Luther Kings zu folgen. Aber gerade darin bestand der Skandal: Dylan hatte sein Publikum bereits überholt. Er brach aus dem Konsens des Aufbruchs aus und überschritt die Entwicklung auf etwas hin, das erst die Protagonisten von Woodstock mehrere Jahre später erkennen sollten. (Auf seine Art nahm er das Scheitern von Jimi Hendrix vorweg und überlebte dabei, indem er sich innovativ wendete.)

Waren die Zuhörer seiner eigenen Generation schon durch dieses Tempo überfordert, so erst recht wir „Zaungäste.“ Für uns hatte ja die Rockmusik, spätestens seit 1966, eine große Bedeutung. Private „Feten“ und erste Diskothekenbesuche begannen unsere Freizeit zu strukturieren. Aber wir vollzogen nur etwas nach, was jenseits unseres „Orientierungshorizontes“ als bereits klassisch Etabliertes galt: Die erste große Rockfete mit Tanz in der Geschichte hatte ja schon am 16. Oktober 1965 in der Longshoreman's Hall von San Francisco stattgefunden, unter anderem mit den Gruppen „Jefferson's Airplane“, „Grateful Dead“, und „Country Joe and the Fish“, die alsbald zum festen Repertoire des gleichfalls legendären Fillmore Auditoriums gehörten. Die kannten wir in der Hauptsache aus dem Radio („Schlager der Woche“ im RIAS Berlin), wo wir 1967 zum

Beispiel auch Manfred Manns „Quinn the Eskimo“ hörten, ohne zu wissen, daß es sich um eine inoffizielle Auskopplung aus Dylans „Basement Tapes“ handelte. Das heißt, wir wuchsen in ein Szenarium hinein, das andere für uns etabliert hatten, so daß die ihm zugrundeliegenden Spannungen uns zunächst nicht bewußt wurden und sich erst später durch die Forschung (d.h. also durch die Reflexion aus der Distanz heraus) offenlegen ließen. Über diese Unterschiede in der Musikrezeption unserer Tage könnte man ein ganzes Buch füllen! Und ganz Analoges kann man zur politischen Entwicklung und ihrer theoretischen Erfassung sagen. Auch am letztlich für diese entscheidenden und ausschlaggebenden Vietnam-Kongreß an der TU Berlin (am 17. und 18. Februar 1968) konnten wir nicht teilnehmen. Über die Bedeutung dieser Zeit habe ich viel später in einem Aufsatz über Hans-Jürgen Krahl Einiges ausgeführt.<sup>5</sup> Ganz zu schweigen davon, daß wir daraufhin auch kaum eine Möglichkeit hatten, das Verhältnis zwischen der deutschen Bewegung der Achtundsechziger und der ursprünglich amerikanischen Bewegung genauer zu bestimmen. Schon damals hätten wir Zusammenhänge begreifen können, die kürzlich erst wieder aktuell geworden sind.<sup>6</sup> Vielleicht suchten wir schließlich im ersten Semester an der Universität, in jenem Sommersemester 1971, nach den Spuren der intellektuellen Folgen der bisher aus der Distanz wahrgenommenen Ereignisse und Zusammenhänge. Und waren vielleicht darauf aus, uns unter die verbliebenen Aktivisten zu mischen. Aber diese neue Praxis erwies sich alsbald als enttäuschend: Die zwischenzeitlich an den Universitäten erschienenen „K-Gruppen“ waren nicht dazu angetan, Spuren der Achtundsechziger auffinden zu lassen. Sie nahmen sich nach den historisch relevanten Jahren als bloß schlechte Kopie aus und machten sich nicht selten einfach nur lächerlich. Stattdessen verblieb eher Unpolitisches in der Erinnerung: beispielsweise daß der KSV an der TU Berlin damals die schönste Mathematikerin aller Zeiten als Mitglied hatte. (Für kritische Bedenkensträger und andere Distanzierte unerreichbar, versteht sich.) Streng genommen, waren die besonders Distanzierten von uns an der studentischen Tagespolitik gar nicht mehr zu beteiligen, der Abstand war schon zu groß. Und jene (und nicht wenige), die trotzdem in die K-Gruppen eintraten, konnten an ihrem Satellitendasein auch keine rechte Freude entwickeln. Deshalb stand das Fachstudium stärker im Mittelpunkt als jemals zuvor. Und als die politische Bewegung mit dem „Deutschen Herbst“ ebenso wie mit der großen TUNIX-Versammlung in Westberlin (also zwischen dem Herbst 1977 und dem Januar 1978) endgültig zu ihrem Ende kam, waren wir, die Zaungäste, oftmals schon längst im Beruf.

---

<sup>5</sup> Aufbruch im Untergang oder Die Praxis als Denunziation der Theorie. VorSchein 18/19, Philo, Berlin, 2000, 11-31.

<sup>6</sup> Zur amerikanischen Bewegung, von dem Woodstock als Symbol des Abschlusses gesehen werden kann, vergleiche man meinen Aufsatz: Sprache und Bedeutung. Grundsätze zu einer politischen Praxis bei Thomas Paine. Sic & Non, 1994/1998, <http://www.cogito.de/sicetnon/artikel/sozial/paine.htm>. Zur offensichtlichen Parallele im Zusammenhang mit dem kürzlichen Ausbruch von Antiamerikanismus der deutschen Intellektuellen aus Anlaß der Terroranschläge vom 11. September dieses Jahres vergleiche man meinen Aufsatz: An ihren Taten sollt ihr sie erkennen! Bemerkungen zum Verhältnis von Emotion und Rationalität aus gegebenem Anlaß. (Eröffnungsrreferat zur Tagung „Kritik, Ironie und tiefere Bedeutung. Zum Werk Rosa Luxemburgs aus heutiger Sicht.“ vom 18. bis 21. Oktober 2001 in Berlin.) Wird veröffentlicht in: VorSchein, 2002.



Wenn, wie Mohr sagt, „das Prinzip Insel [als] ein einziges Abenteuer im Kampf gegen die unaufhörlich anbrandenden Fluten der falschen Wirklichkeit“<sup>7</sup> gesehen werden muß, dann zogen wir Zaungäste den Schluß, es komme darauf an, die Welt zu begreifen, bevor man sie verändern könne. Und das primäre Ergebnis der Achtundsechziger-Bewegung lasen wir als Aufforderung zur Aneignung von Wissen. Wir sahen uns aufgefordert, auch von anderen als den reinen Fachdingen etwas zu verstehen: „... von Geschichte, Politik, Psychoanalyse, Ökonomie, Kritischer Theorie, von anderen Kulturen und anderen Gesellschaften.“<sup>8</sup> Wirklich kann man wohl gerade hierin das sehen, was unsere Generation den Achtundsechzigern zu verdanken hat: die aktive Insichtnahme des Wissens, das freimacht. Obwohl, nicht ohne Ironie, gerade die Achtundsechziger selbst diesen Aspekt zwar faktisch beförderten, sich aber nur selten auf ihn einließen. (Als sie später behaupteten, in der Grünen Bewegung neu erstanden zu sein, wurde dann konsequenterweise zuallererst ein Theoriedefizit deutlich.) Während wir Zaungäste durch dieses Wissen nicht unbedingt freiwurden. Um das Mindeste zu sagen. Da es somit, als die Zaungäste auf der Universität eintrafen, faktisch keinen großen Theoretiker mehr gab, waren sie von Anfang an auf die Theoretiker der unmittelbaren Vergangenheit verwiesen. Und aus ihrer Distanz heraus interpretierten sie diese neu aus ihrer je spezifischen Sicht, unbelastet auch von jeder ablenkenden (unnötige Emotion erzeugenden) Gruppenzugehörigkeit. In der nüchternen Betrachtung des Nachgekommenen konnte das Licht oftmals viel deutlicher auf die tatsächlichen Zusammenhänge gerichtet werden, als wenn persönliche Bekanntschaften (auf der Universität dann auch Seilschaften) die Klarheit der Insichtnahme emotional verfremdet und durch Befindlichkeiten mannigfaltiger Art verstellt, mithin auch eingetrübt hätten.

Das hatte zwei wesentliche Konsequenzen: Zum einen wurde eine schnelle, gründliche und tiefgehende Forschung im eigenen Fachgebiet angestrebt, über das spezielle Studienfach hinaus, auf einen Gesamtzusammenhang ausgreifend. Zum anderen wurden aber gerade deshalb aus den Zaungästen der Geschichte auch Zaungäste des beruflichen Arbeitslebens. Insbesondere blieben viele von ihnen von einer klassischen Universitätskarriere, die noch den Achtundsechzigern durchaus gelungen war, ausgeschlossen.

Was das erste betrifft, so ging es vor allem darum, *es wissen zu wollen* – im wahrsten Sinne des Wortes: Das heißt, das Fachstudium wurde, inmitten des naturgemäß breiten Gesamtangebots der Universität, mit großer Energie betrieben. Freilich nicht bloß um des Strebens willen, sondern um möglichst bald alle nötigen Scheine hinter sich zu bringen, um die Zeit für die wirklich interessanten Dinge freizuhaben. Manchmal wurde dabei auch etwas übertrieben. Neben den üblichen Laborpraktika für Anfänger (damals an der TU Berlin zwei pro Semester) und den Grundvorlesungen zur Experimentalphysik und zur theoretischen Physik war ich selbst nicht nur Teilnehmer an den Pflichtvorlesungen für Mathematik, die man gemeinsam mit Studierenden der Ingenieurstudiengänge

---

<sup>7</sup> Mohr, op.cit., 54.

<sup>8</sup> Lothar Baier: Was wird Literatur? Kunstmann, München, 2001, 25.



besuchte, oftmals mehrere hundert Personen, die mit dem Mikrofon des Dozenten beschallt wurden, sondern ich wagte mich mit großem Selbstvertrauen, aber wenigen Vorkenntnissen, in mathematische Veranstaltungen über Differentialgleichungen, Algebra, Vektoranalysis, Topologie und Geometrie. Zudem hatte mich eine mit der Schulklasse unternommene Reise nach London im Jahr 1969 sofort davon überzeugt, man müsse wenigstens ein Jahr am Imperial College studieren. Was letztlich dazu führte, daß ich mich bei frühester Gelegenheit, nämlich für das akademische Jahr 1973/74, um ein DAAD-Stipendium bewarb. Natürlich konnte ich das sinnvoll nur anstreben, wenn es mir gelingen würde, zuvor eine zufriedenstellende Vordiplomprüfung abzuschließen. Und weil ich damals von einer Aufteilungsregelung Gebrauch machen konnte, welche die Vorprüfung in zwei Teilen (nämlich nach dem dritten und dem vierten Semester) abzulegen gestattete, gelang es mir auch in Rekordzeit, meine Bewerbung durchzuführen – übrigens erfolgreich als einer von insgesamt zwei Westberliner Stipendiaten, die zum gewünschten Zeitpunkt nach England gingen. Ich verließ also die TU Berlin nach nur fünf Semestern samt Vordiplom in Physik auf dem Weg nach London. – Man muß hierbei zweierlei beachten: Einerseits versetzte mich das Stipendium in die Lage, in London dem nachzugehen, was ich von Beginn an auch angestrebt hatte: mich mit allgemeiner Relativitätstheorie und Kosmologie zu beschäftigen (was ich dann auch tat). Das bedeutet aber nicht, daß ich mich in der kurzen Zeit wirklich „freigeschwommen“ hätte. Die Kenntnisse waren in Wahrheit begrenzt, und die wissenschaftliche Arbeitsroutine nahm ich eher aus der Perspektive des Überfliegers wahr: Ich kam, sah und siegte – meistens nicht wirklich. Zudem war es in London üblich, daß die Studenten von Beginn an unmittelbar an den aktuellen Veröffentlichungen arbeiteten. Bisher hatte ich mich dagegen nur vereinzelt mit Fachzeitschriften beschäftigt. (Mein erster selbstgelesener Aufsatz stammte übrigens von Gerald Feinberg und war den „Tachyonen“ gewidmet.) Überwiegend lernten wir an der TU damals den Grundstoff aus Skripten und Lehrbüchern. Und zwar hauptsächlich aus Lehrbüchern deutscher Autoren, so daß uns auch der völlig verschiedenartige didaktische Stil der angelsächsischen Hochschulen unbekannt war. Andererseits wurden diese meine schließlich verwirklichten Studienpläne auch durch äußere Umstände befördert, die im Grunde derselben Vorstellung von einer Traumwelt geschuldet waren, wie sie als natürliches Sozialisationsergebnis für ein Mitglied der oben geschilderten Zaungast-Generation aufgefaßt werden kann: Immer noch war Amerika das Traumland, ersatzweise eben England (im übrigen bis heute die wichtigste Anlaufstelle für US-amerikanische Wissenschaftler aller Fachrichtungen). Für meine eigene Biographie übernahm die bereits erwähnte Reise der Schulklasse nach London im September 1969 alle Konnotationen des kurz zuvor in Woodstock im Staate New York stattgefundenen mit großer Symbolkraft aufgeladenen Musikereignisses, des berühmten Open-Air-Konzerts, in dessen Unerreichbarkeit (im Alter von 17 Jahren) ich so etwas wie eine Abbildung meines damals noch weitgehend unreflektierten Daseins als Zaungast zu ersehen vermeinte – im Verhältnis zu welchem dann der London-Aufenthalt mir

wie eine kompensierende Erfüllung undefinierter Sehnsucht erschien, in erster Linie im Hinblick auf die Aspekte von Interdisziplinarität, Internationalität, Interkulturalität, die ja als „Lehren der Achtundsechziger“ immer schon im Untergrund gewissermaßen „lauerten“. Insofern trugen sieben London-Aufenthalte zwischen 1969 und 1973, mit all den zumeist in Studentenwohnheimen geschlossenen Bekanntschaften und Freundschaften mit Gleichaltrigen und Gleichinteressierten aus vielen Ländern dieses Planeten, zu einem Ambiente bei, dessen erlebte Atmosphäre gar keinen Platz ließ für irgendwelche systematische Zweifel, sowohl privater wie auch berufsorientierter Art. Hier holte doch noch die Emotion die sozialisierte Ratio ein, wenn auch nur vorübergehend. Eine Episode von der Rückfahrt der Schulklasse im September 1969 mit der Fähre nach Hoek van Holland kann hier als Schlüssepisode gelesen werden: Ich brachte es fertig, in völliger Dunkelheit im *lounge* der Fähre sitzend, mehr als vier Stunden lang mit einem offenbar holländischen Mädchen in englischer Sprache über Gott und die Welt zu diskutieren, danach vorübergehend einzuschlafen und sodann die Fähre zu verlassen – ohne jene Dame jemals gesehen zu haben und bis heute nicht wissend, um wen es sich wohl gehandelt haben mag. Tatsächlich war das unsere Interpretation von Woodstock: größtmögliche Ungezwungenheit im Umgang, weder Unterschiede der Nationalität noch des Geschlechtes als wirklich signifikant wahrnehmend, dabei immer unterstellend, daß im Grunde alle die gleichen Probleme hatten und diskutieren wollten. Und in der Tat stimmte das auch zumeist – wenigstens im europäischen Reiseverkehr. Ob man eine texanische Schulklasse im eigenen Schulgebäude in Berlin empfing oder Studenten aus allen möglichen Ländern bei einer Besichtigung von Versailles traf: Die Gespräche waren nahezu identisch und folgten einem standardisierten Muster. Man nannte den Vornamen, den Herkunftsort, das Studienfach. Daraufhin war man sofort integriert. An diesem Diskurs, der zweifellos ganz konkret ein „solidarischer“ Diskurs war, waren auch wir Zaungäste beteiligt, die wir nicht in Woodstock anwesend sein konnten. Wohl aber auf der Isle of Wight ein Jahr später – aber da war der Höhepunkt der Bewegung bereits verklungen. (Noch etwas später, bei einem Konzert auf der Insel Fehmarn, wurde Jimi Hendrix schon ausgepiffen – eine typisch deutsche Peinlichkeit, wie einige von uns übereinstimmend empfanden.) Diese kommunikative Gestik, ursprünglich auf jenen Diskurs der solidarischen Jugend zurückgehend, ist den meisten Zaungästen noch heute anzumerken. Aber da die Zeiten sich wandeln, trifft man bei den Jüngeren damit heute eher auf Mißtrauen.

Der Verlauf der schließlich reichlich länger als geplant andauernden Studienzeit in London somit, deutlich über die offizielle Aufenthaltsdauer des für ein Jahr bewilligten DAAD-Stipendiums hinaus, war dann auch dieser Erwartungshaltung ganz entsprechend strukturiert: Ursprünglich ohne genaues Studienprogramm eingetroffen und eigentlich als *undergraduate* eingestuft, entschied ich mich bald dafür, eine Prüfung für das „Diploma of Imperial College“ (DIC) in Mathematischer Physik abzulegen, das einer englischen Besonderheit entsprechend als erster Prüfungsabschluß für *postgraduates* vorgesehen war und letzt-

lich eine Äquivalenz mit dem *Master of Science* (MSc) herstellte. Diese Besonderheit erklärt sich daraus, daß die Universität von London nur den administrativen Rahmen abgibt für die Menge aller Londoner Colleges, die selbst autonome Einheiten darstellen. Überregionale oder internationale Abschlüsse (wie der MSc) werden auf der Grundlage eines Kanons vergeben, welchen die zentrale Administration koordiniert. Will man den Prüfungsstoff ändern, etwa den neueren Forschungsergebnissen anpassen, dann verspricht ein entsprechender Änderungsantrag eine lange Bearbeitungsdauer. Deshalb sind viele Colleges dazu übergegangen, einen spezifischen Abschluß einzuführen, der nicht durch die zentrale Administration genehmigt werden muß, aber so eng wie möglich an der aktuellen Forschungsarbeit orientiert werden kann. (Beiläufig angemerkt, ist diese Praxis wohlunterschieden von den Gepflogenheiten der beiden „Ausnahme-Universitäten“ in England, nämlich Oxford und Cambridge, für (zahlende) ausländische Gaststudenten eigene „Zwischenabschlüsse“ einzuführen, die eigens zum Zwecke des Diplomexports kreiert worden sind, an den Gastuniversitäten selbst aber nicht allzu sehr hoch im Kurs stehen.)

Als DAAD-Stipendiat lebte man im London jener Zeit „wie Gott in Frankreich“: Mit 750 DM pro Monat (das waren damals 125 englische Pfund) konnte ich mir zeitweise sogar eine Dreizimmerwohnung in Camden Town leisten, die ich mit meiner damaligen Freundin teilte. Während sich das gesellschaftliche Leben in einem großen Kreis Bekannter und Freunde abspielte, die nicht nur aus „aller Welt“ stammten, sondern auch den verschiedensten Interessen und Tätigkeiten nachgingen, bei aller Ähnlichkeit der Sichtweise, fand die eigentliche Arbeit oftmals außerhalb des Colleges in kleinen Gruppen statt. Bei diesen sehr intensiven Diskussionen überwog zwar die Quantität des Kaffees die Minuten des „harten Arbeitens“ bei weitem, aber im Ergebnis trug allein die „belebende“ Atmosphäre zur schnellen Aufnahme des Stoffes bei. Vor allem mit meinem Freund Alexandros aus Thessaloniki bereitete ich in langen Nachtsitzungen und auf Spaziergängen durch das nächtliche Kensington die DIC-Prüfung vor. Wir waren tatsächlich (man glaubt es heute kaum) nach nur sechs Wochen in der Lage, große Teile der relevanten Ableitungen der Einsteinschen Allgemeinen Relativitätstheorie aus dem Kopf wiederzugeben, und zwar sowohl in der klassischen Terminologie des Tensorkalküls als auch in der modernen koordinatenfreien Darstellungsweise in der Sprache der (damals gerade aufkommenden) Topologie und Differentialgeometrie. Nicht umsonst hatten wir in unmittelbarer Umgebung von Roger Penrose, Stephen Hawking, Felix Pirani, Christopher Isham gearbeitet. Übrigens fand gerade zu jener Zeit das historische Oxford-Symposium über Quantengravitation statt, zu dem auch John Wheeler angereist war. Die Zeit war mit Innovation in einem Gebiet aufgeladen, das lange im Verborgenen wirkend kaum Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Kürzlich hat Kip Thorne, in seiner sehr schönen Geschichte der Erforschung Schwarzer Löcher, die Situation jener Zeit ausführlich geschildert.<sup>9</sup> Letztlich wurde damals

---

<sup>9</sup> K. Thorne: *Gekrümmter Raum und verbogene Zeit*. Knaur, München, 1994. (1993)

das Fundament für all jene Projekte gelegt, die uns heute neben der gleichfalls wechsellvoll entwickelten Superstring-Theorie der Teilchenphysiker die Loop Quantum Gravity der kanonischen Relativitätstheoretiker bereitgestellt haben, so daß wir weit mehr über einen Weg zu einer TOE wissen als jemals zuvor möglich erschien. Die Loop Quantum Gravity basiert übrigens auf den Spin-Netzwerken, also einer fundamentalen Konzeption, die Penrose gerade zwischen 1969 und 1974 ausführlich im Zusammenhang mit seinem „Twistor-Projekt“ entwickelt hatte. Es hat an die zwanzig Jahre gedauert, bis Carlo Rovelli und Lee Smolin die weitreichenden Konsequenzen dieser Konzeption erkannt haben. Kurz gesagt: Alexandros und ich selbst gehörten am Ende zu jenen Studenten, welche die DIC-Prüfung (in meinem Fall zwei Aufsätze innerhalb von vier Stunden umfassend, über Gravitationsstrahlung und die Einsteinschen Feldgleichungen in der Darstellung durch Cartansche Differentialformen) mit Auszeichnung bestanden und daraufhin den Sommer mit der Abfassung einer *thesis* verbrachten, um das Diplom ausgehändigt zu bekommen. Meine Arbeit, über verschiedene Ansätze der einheitlichen Feldtheorie, in unmittelbarer Umgebung von Thomas Kibble, der mich auch betreute, und Abdus Salam natürlich wesentlich durch das inspiriert, was ohnehin in der Luft lag, war nicht gerade bahnbrechend, aber allemal eine selbständige Studie, was damals Studenten in Berlin bestenfalls irgendwann im zwölften Semester zu gewärtigen hatten. Von strategischen Erwägungen war ich damals leider weitestgehend unberührt. (Böse Zungen behaupten, das sei noch heute so.) Jedenfalls war es nicht wirklich geschickt, das Hauptgewicht der Studie auf eine Untersuchung der Geometrodynamik im Sinne von Wheeler zu legen, war das doch die Theorie einer konkurrierenden Schule, die sogar im Vergleich mit London's Imperial und Oxbridge eine eigene Terminologie, nämlich jene der „kanonischen Relativität“ verwendete. (Nicht ohne Ironie kann aus heutiger Sicht bemerkt werden, daß Quantum Loop Gravity wesentlich eine „kanonische“ Angelegenheit ist und sich somit ganz zentral auf eben jene Terminologie stützt.) Gleichwohl verließ ich England mit einem ausgezeichnet bewerteten Diplom, das als Vorbedingung für die Promotion in Deutschland ausgereicht hätte, und in dem Bewußtsein, auf alle Fälle zur Spitzengruppe zu gehören und alsbald von mir hören zu machen.

\*

Zurückgekehrt aus London, begann jedoch das unangenehme Erwachen fast ohne Verzug: Denn inzwischen hatte in Deutschland „das Imperium zurückgeschlagen“, in der ohnehin ausstehenden Gegenbewegung gegen die langjährige Überbeschäftigung und den Bewerbermangel, der im Hochschulbereich etwas geschaffen hatte, das man später „Discount-Professur“ zu nennen pflegte, also zahlreiche Positionen für Professoren, die oft gar nicht habilitiert oder promoviert waren (was nicht immer etwas über ihre Qualität aussagte, wie man zur Ehrenrettung einfügen muß), und gegen die zur Ruhe gekommene Bewegung der Achtundsechziger, deren spektakuläre Schluß-Apotheose drei Jahre später

im Deutschen Herbst noch folgen sollte. Allein, die Protagonisten der Bewegung hatten sich nicht nur aus der Aktivität zurückgezogen, sondern waren mittlerweile auch gut untergebracht, vor allem im öffentlichen Dienst, namentlich eben im Hochschuldienst. Der Gegenschlag richtete sich aber in der Hauptsache auf die Verknappung der Stellen; der Rotstift des Sparens regierte die Stellenpolitik. Insofern traf er nicht mehr die Akteure, sondern die Zuspätgekommenen, die Zaungäste. Seit dem bekannten Ausspruch von Gorbatschow wissen wir ja, daß der Zuspätgekommene in der Regel von der Geschichte bestraft wird. So auch hier: Hatte es gerade noch die standardisierten Assistentenstellen in großer Zahl gegeben (was eine enorme Expansion des Mittelbaus zur Folge hatte), und war die Professur praktisch „vorprogrammiert“, so wurde jetzt eine Zwangspause eingelegt. Und die Kriterien für die Einstellung, aber auch für die Gewährung von Stipendien, wurden erheblich verschärft, freilich nur formal (also nach numerischen Vorgaben und Rangplätzen), nicht substantiell (also inhaltlich). Das heißt, diese neue Selektion verbesserte in der Regel nicht die Qualität derer, die erfolgreich gewesen waren. In meinem Fall fügte ich dem ursprünglichen strategischen Mißgeschick (das gleichwohl nicht verhindert hätte, mit einem gut bewerteten Diplom des Imperial College eine Assistentenstelle für Nichtgleichgewichts-Thermodynamik in Southampton zu bekommen, wo Peter Landsberg tätig war – hier hatte mich aber einer meiner Betreuer entmutigt, wie sich später herausstellte, aus einer eigenen Fehleinschätzung heraus, die wesentlich seiner persönlichen depressiven Stimmungslage geschuldet war) – ich fügte diesem Mißgeschick also ein weiteres hinzu, indem ich in Berlin (nunmehr an der FU) beantragte, die DIC-thesis als Diplomarbeit anerkannt zu bekommen. Denn ich war praktisch schon auf dem „Promotionstrip“.

Unter den alten Bedingungen an der TU hätte ich das ohnehin nicht durchführen können, denn dort kam nur eine theoretische Richtung in Frage, die ausnahmslos von den Festkörperphysikern besetzt war. Mit dem, was ich in England gelernt hatte, gab es dort keine Aussichten. An der FU jedoch kannte mich niemand. Und jene, die mich dann (während eines einzigen Semesters) kennenlernten, waren offenbar nicht zureichend von mir angetan, wenn überhaupt. Vor allem teilten sie keinesfalls meine Auffassung, es sei die angemessene Zeit für mich, mein Diplom zu machen. Andererseits konnten sie das nicht verhindern, nicht nur aus juristischen Gründen. Ich wurde also (wie ich später dann vermuten mußte, eher zähneknirschend als der wirklichen Auffassung folgend) zur Prüfung (nach offiziell acht Hochschulse mestern) zugelassen, mit der englischen Diplomarbeit und dem Schwerpunkt Theoretische Physik. Ich bestand die Prüfung auch. Leider nur mit einer Gesamtnote von 2.7 (also mit einem guten Befriedigend), und das war praktisch das vorzeitige Ende meiner Karriere. Nicht nur bekam ich keine Assistentenstelle, auch mein bereits zugesagtes Postgraduiertenstipendium für die Promotion wurde (wegen einer Notenaufgabe, die auf 2.0 lautete) zurückgezogen. Man gab mir äußerst deutlich zu verstehen, daß ich mich besser auf den „zweiten Bildungsweg“ einrichten sollte.

Es versteht sich von selbst, daß die Formulierung „in ein Loch fallen“ noch niemals eine angemessenere Berechtigung hatte als in diesem Fall. Nicht, daß ich zu irgendeinem Zeitpunkt daran gezweifelt hätte, alsbald über Gravitationstheorie zu promovieren. Allein, die Frage war wo und bei wem? Und im übrigen gab es noch das geringfügige Problem des Einkommens. Im Grunde waren meine strategischen Fehler nichts weiter als die Folgen der für Zaungäste charakteristischen Insel-Ideologie, die das Schwergewicht eher auf die eigene, fachliche Arbeit legte, nicht auf die Herstellung geeigneter Verbindungen und formaler Zusammenhänge, also solcher Ingredienzien, wie sie noch heute für die deutsche Universität als wesentlich wichtiger gelten als etwa Kenntnisse oder Fähigkeiten. Zugleich aber wurde mein Ehrgeiz auf ganz neue Weise geweckt. Zu der Auffassung, Wesentliches zur Physik beitragen zu können, gesellte sich eine gehörige Portion des Trotzes. Zu Beginn dieser schwierigen Periode des Übergangs jedoch, zwischen 1975 und 1978, mißlang es mir noch oft, gerade diesen Aspekt nicht allzu deutlich vor mich herzutragen: Meine erste Stelle nach dem Diplom in Physik bekam ich zum Beispiel beim Schulbuchverlag „Cornelsen, Velhagen und Klasing“ in Berlin als Projektleiter für ein Physikbuch der Sekundarstufe I (was in Deutschland Realschulen bezeichnet). Der Verlag war offenbar durch ein Exposé beeindruckt worden, das ich über den Sinn des Physikbuches in der Schule bei der Bewerbung abzuliefern hatte und das trotz meiner Jugend gehörigen Eindruck gemacht hatte. Tatsächlich hatte ich zur Abfassung dieses nicht allzu langen Textes die Vorworte und Einleitungen einiger meiner alten Schulbücher verwendet. Insofern hatte ich mithin an strategischer Einfühlung gewonnen. Nach Ablauf von drei Monaten aber, noch aus der Probezeit heraus, wurde das Arbeitsverhältnis wieder gelöst, weil ich es nicht verstanden hatte, meine Vorgesetzten von den Ansätzen zu überzeugen, die ich in einem Physikbuch gern realisiert gesehen hätte, zum Beispiel die Aufgabe der alten Gebietsteilung in Mechanik, Optik, Elektromagnetismus und so fort zugunsten einer einheitlichen Darstellung, die mit dem Feldbegriff begann. Ich hatte nicht verstanden, daß man schwerlich ein Schulbuch verkaufen kann, in das die Lehrer sich ersteinmal selbst einarbeiten müssen, weil sie den Ansatz nicht kennen. In der Verteidigung meiner Auffassung benutzte ich dann unpassenderweise meine Forschungs- und Promotionsinteressen als Teil der Argumentation. Und in dieser Kombination gehörte ich im Verlag nicht mehr zur ersten Wahl. Der Verlag übrigens tat etwas, was ich seitdem oft wieder angetroffen habe: Nach meiner Kündigung – ich verblieb noch für einige Wochen in diesem Betrieb und wurde provisorisch mit Hilfsarbeiten beschäftigt – förderten die Vorgesetzten einen sehr mittelmäßigen und uninteressanten Mitarbeiter, der mir ursprünglich nachgeordnet gewesen war. Hier lernte ich zum ersten Mal die andere Säule des Karrierelebens kennen, die ich seitdem auch als zweite Säule des Hochschulwesens in Deutschland zu identifizieren vermeinte: neben der Seilschaft die Mediokrität. Aus der Sicht des Verlages nämlich war es günstiger, einen mediokren Mitarbeiter, der sich dem üblichen Vorgehen fügte, in eine Position zu holen, die ihn überforderte, als einen anderen, der unerwünschte Innovationen einführ-

te, in eine Position zu holen, die *er* alsbald überfordern würde. Denn diese Spannung ist keine, welche imstande wäre, den Umsatz eines Produktes zu befördern. Und darum ist es einem Verlag in erster Linie zu tun. Nicht nur einem von Abderiten geführten.

Im Grunde hatte ich diese Einstellung bereits an der FU zuvor zu meinem Leidwesen erfahren müssen: Man war nicht an interessanten Studenten interessiert, die vielleicht, bei einigem Risiko, Großes versprochen, sondern eher an Studenten, die das machten, was man ihnen auftrug, die beispielsweise ein altes Vorlesungsskript über Gruppentheorie zu Hause überarbeiteten, das der Betreuer dann später als Vorlage für ein Lehrbuch verwenden konnte. Für die Entdeckung dieser Zusammenhänge benötigte ich gleichwohl noch eine lange Zeit. Von Einsicht zu *jener* Zeit aber konnte wirklich nicht die Rede sein.

Allerdings bewirkte meine Grundhaltung, also eine Kombination aus (im Grunde nicht besonders gut gerechtfertigter) Überzeugung und (sicherlich gleichfalls unangemessenem) Trotz, daß ich zu keinem Augenblick das aus den Augen verlor, was ich eigentlich anzustreben unternommen hatte. Dazu kam noch, daß ich mein Fachgebiet, also Allgemeine Relativität, Einheitliche Feldtheorie, Kosmologie und so fort, durch philosophische Einflüsse, denen ich erstmals in London ausgesetzt gewesen war, auf neue, verschiedene Weise zu würdigen begann. Ursprünglich ging dieses neue, angereicherte Interesse auf einen Grundgedanken zurück, der mich bereits in der Schulzeit, etwa um 1969 herum, beschäftigt hatte: Es gibt nämlich einen berühmten Roman-Zyklus des Science-Fiction-Genres, von Isaak Asimov, der sich, zunächst auf eine Trilogie angelegt, zwischenzeitlich auf sechs Bänder ausgeweitet hat, von denen die letzteren drei jeweils umfangreicher sind als die ersten drei zusammen. Es handelt sich um den „Foundation-Zyklus“<sup>10</sup>, in dem ein sogenannter „Psychohistoriker“ (Hari Seldon) eine langfristige Prognose für die politische Entwicklung des galaktischen Imperiums stellt, in dem er lebt. Er sagt den Zerfall des Imperiums voraus und, in der Absicht, die chaotische Periode des anstehenden Interregnums so kurz wie möglich zu halten, gibt er eine Art Anleitung für angemessenes Verhalten in Zeiten des Übergangs für die ihm nachfolgenden Generationen. Um unvorhergesehene Einflüsse kompensieren zu können, begründet er eine Organisation (die „Foundation“), deren Zweck darin besteht, wie ein korrigierendes Steuerelement im Bedarfsfalle in die Entwicklung einzugreifen.

Der Grundgedanke dieses Romans, nämlich die unterstellte Möglichkeit, historische Prozesse durch einen Plan zu beeinflussen, der sich in der Hauptsache einer formalen Untersuchung verdankt und in mathematischer Sprache ausgedrückt zu werden vermag, war für mich tatsächlich in mancherlei Hinsicht ein künftig sehr bestimmender. Mit dem Begriff der „Psychohistorie“ hat es freilich seine eigene Bewandnis. Denn er wurde von dem US-amerikanischen Psychologen Lloyd deMause in anderem Zusammenhang (und wesentlich später, nämlich erst 1974)

---

<sup>10</sup> I. Asimov: Foundation. Die ersten drei Bände erschienen ab 1951 und lagen erstmals bei Heyne, München, Mitte der sechziger Jahre vor (die Ausgaben sind undatiert). Die nächsten drei Bände erschienen ab 1988 bei Bantam (UK).



eingeführt.<sup>11</sup> Man kann nicht genau erkennen, wer damals wen beeinflusst und inspiriert hat. Diese Psychohistorie im strengen Sinne verstand sich wohl überwiegend als eine Geschichtsforschung (nämlich über die Behandlungen und Einflüsse, denen im Laufe der Vergangenheit Kinder in Familien ausgesetzt waren). Aber dieser Aspekt: aus dem Studium der Geschichte etwas für die Zukunft lernen und sogar prognostisch in formalisierter Form ausdrücken zu können, das war es, was mich zu jener Zeit, Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre, veranlaßte, mich mit dem Thema zu befassen. In diesen Zusammenhang gehörte auch die damals sogenannte „Futurologie“: Vor allem Herman Kahn und Anthony Wiener waren Protagonisten einer Art „qualitativer“ Prognosewissenschaft, die es unternahm, im Entwurf globaler Szenarien ein Bild von der künftigen Entwicklung der Menschheit zu malen. In einem Standardwerk jener Zeit<sup>12</sup> kann man heute nachlesen, wie sich die Autoren die globale Situation des Jahres 2000 vorgestellt haben. Es zeigt sich, daß diese Prognose – wie überhaupt Prognosen dieser Art – allein dadurch als weitestgehend unzutreffend ausgewiesen worden sind, weil sich zwischenzeitlich die Randbedingungen erheblich geändert haben. Tatsächlich stellten die Autoren ihre Prognosen in der Hauptsache auf Randbedingungen ab, die durch die Konfrontation des Ostblocks mit dem Westblock charakterisiert waren – es aber eben seit 1989 nicht mehr sind. Aber von Details abgesehen: Was mich damals so beeindruckte, war die Möglichkeit, soziale Prozesse, also die fundamentalen Prozesse der menschlichen Existenz, in einen wissenschaftlichen Kontext zu stellen, der über das bloß narrative Element der psychologischen und soziologischen Annäherungsweisen in den sechziger Jahren hinausgehend imstande schien, allgemeine Gesetzmäßigkeiten und globale Zusammenhänge offenzulegen, wie sie für die Evolution im Universum insgesamt gültig sein konnten. In diesem Zusammenhang besuchte ich in meinen ersten Semestern auch Vorlesungen, die Robert Jungk an der TU Berlin hielt. Allerdings konnte ich damals noch nicht allzu viel Zeit für das Studium dieser Bereiche aufwenden.

Erst nach meiner Rückkehr aus England, Mitte der siebziger Jahre, lernte ich in Berlin dann die ersten Ansätze zur nichtlinearen Dynamik kennen, zunächst in Gestalt der „Katastrophentheorie“ René Thoms, dann durch die Theorie Ilya Prigogines und seiner Mitarbeiter. Erst anschließend konnte meine anfängliche Skepsis wirklich überwunden werden, denn ich traute von Beginn an nicht der statistischen Methode. (Das ist noch heute so.) Vor allem störten mich die durchweg linearen Ansätze. (Aus der Relativitätstheorie kannte ich bereits die Konsequenzen nichtlinearer Modelle.) Aber der wichtige Punkt lag eher in einem anderen Bereich, nämlich im Feld der einheitlichen Betrachtungsweise. Meine englische Diplomarbeit hatte sich ja mit dem Thema der „einheitlichen Feldtheorie“ befaßt, und meine Grundüberlegung war im Prinzip die folgende:

---

<sup>11</sup> L. deMause (ed.): Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1977 (The Psychohistory Press, New York, 1974).

<sup>12</sup> H.Kahn, A.J.Wiener: Ihr werdet es erleben. Voraussagen der Wissenschaft bis zum Jahre 2000. Bertelsmann, Gütersloh, o.D. (1967)

Wenn es eine Theorie geben sollte, die imstande wäre, die gesamte Physik einheitlich zu beschreiben (heute nennen wir eine solche – gleichwohl immer noch nicht erreichte – Theorie eine Theorie „von allem“ (TOE)), wenn es also eine solche Theorie geben sollte, dann würde sie ja nicht nur die Physik beschreiben, sondern auch die Grundlage von allem anderen, was es jenseits der Physik gab: denn auf der fundamentalen Ebene der Existenz wäre alles, egal ob chemisches, biologisches oder soziales System, tatsächlich physikalisch und mithin vereinheitlicht. Natürlich würde man nicht erwarten können, wie Hari Seldon Vorhersagen für soziale Systeme zu treffen, indem man Quantenphysik anwendete. Aber die Tatsache, daß diese zweifellos an der Wurzel von allen anderen Phänomenen, also auch von sozialen Phänomenen, zu finden wäre, würde die technische Möglichkeit sicherstellen, aus diesem Grundbestand der Erkenntnis heraus eine verallgemeinerte Methode zu entwickeln (praktisch aus dem Grunde abzuleiten), die verbindliche Aussagen treffen könnte über die makroskopischen Zusammenhänge sozialer Systeme. Mit anderen Worten: Im Prinzip wäre der gewöhnliche Alltag, von dem makroskopische Durchschnitte über alle Personen das bilden, was wir euphemistisch „Geschichte“ nennen, mit methodischen Mitteln beschreibbar, die sich als komplexe Ableitungen aus physikalischen Theorien erweisen würden bzw. (nach Maßgabe des Ganzheitsgedankens) erweisen müßten. Auf diesem Grundgedanken beruhte meine Vorstellung von einer künftig zu entwickelnden „exakten Theorie der Geschichte“.

Eine erste Konzeption zur Ausarbeitung eines solchen Grundgedankens hatte ich nicht vor Sommer 1977 zur Verfügung. Das war die Zeit meiner Promotion in Mathematik. Ich hatte bis dahin zwischen Arbeitslosigkeit und zeitbegrenzten Tätigkeiten, etwa als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Berliner Zweigstelle der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt, immer wieder meine Zeit zur konzeptuellen Arbeit genutzt und keine Gelegenheit gescheut, über diese Dinge vorzutragen oder zu veröffentlichen. Da ich keine Aussicht hatte, in meinem ursprünglichen Fachgebiet zu promovieren, hatte ich eine mir von den FU-Mathematikern Pachale und Wünsche angebotene Gelegenheit ergriffen und promovierte zwar in Mathematik mit Nebenfach Physik (damals gab es an der FU noch ein Rigorosum, keine Disputation), aber hauptsächlich mit einer Dissertation zum nicht ganz naheliegenden Thema „Versicherungsmathematik“. (Darauf wird noch zu kommen sein.)

In diesem Zusammenhang muß ich meinen ersten Doktorvater Günther Wünsche mit großem Dank erwähnen, weil er mit seiner Unterstützung zweierlei bewirkte: Zum einen sicherte er mir die Anbindung an mein Universitätsfach (bei der Zulassung zur Promotion in Mathematik statt in Physik kam mir neuerlich mein englischer Abschluß zu Hilfe, da das DIC als „Äquivalent zu einem achtsemestrigen Hochschulstudium in Mathematik“ anerkannt wurde – denn formal überschneidet sich die Theoretische Physik in England mit der Mathematischen Physik, mithin mit dem mathematischen Institut). Zum anderen sicherte er mir auch das Einkommen der nächsten fünfzehn Jahre, denn über seine Vermittlung fand ich eine Position als wissenschaftlicher Angestellter im Bun-

desaufsichtsamt für das Versicherungswesen (das als Oberbehörde des Bundesfinanzministers hauptsächlich Juristen, Mathematiker und Wirtschaftler beschäftigt). Gleichwohl bin ich nicht sicher, ob es mir gelungen ist, ihm diesen Dank auf zureichende Weise auch abzustatten, denn in jener Periode bis zu meinem Stellenantritt 1978 und auch noch weiterhin in den langen Jahren der Amtstätigkeit, betrieb ich bereits das, was ich künftig meine „Umwegstrategie“ nennen sollte. So hatte ich in meiner Dissertation zwar Themen der Risikotheorie und Versicherungsmathematik behandelt, dies aber mit Methoden der Topologie und Differentialgeometrie. (Was nicht besonders schwierig ist, weil die relevanten Prozesse sich leicht auf einem abstrakten Phasenraum modellieren lassen, der diesen Methoden bequem zugänglich ist.) Nicht nur konnte ich auf diese, vielleicht etwas unzulässig getarnte, Weise das benutzen, was ich kannte, ich war zudem auch noch innovativ tätig, was aber erst nach längerer Zeit deutlich wurde. Denn zunächst waren meine Kollegen aus der Versicherungsmathematik von meinen Darstellungen nicht besonders beeindruckt, insofern es sich um Fachvorträge vor der Deutschen Gesellschaft für Versicherungsmathematik handelte. Ein Vortrag von mir, den ich zum Weltkongreß der Versicherungsmathematiker einreichte, wurde sogar abgelehnt, mit dem Bescheid, hier würden Dinge diskutiert, die an „höchster Stelle“ (gemeint waren die „reinen“ Mathematiker) noch nicht zureichend geklärt seien. Ich hatte in diesem Aufsatz über Aspekte der Selbstorganisation und Strukturbildung gesprochen, vor allem auch im Hinblick auf diskrete Methoden. Gerade dieser Verweis auf diskrete Prozesse wurde kritisiert, weil man es in der Versicherungsmathematik typischerweise nur mit „kontinuierlichen“ Prozessen zu tun habe. Ich verfaßte ein (durchaus unübliches) Antwortschreiben auf diese Absage hin und fügte die Anmerkung bei, es sei mir natürlich klar, daß, wenn dieses Thema noch an „höchster“ Stelle verhandelt würde, dieser Kongreß nicht der geeignete Ort für seine Diskussion wäre. Die Ironie des Ganzen bestand letztlich darin, daß rund 10 Jahre später, im Zuge der Diskussion von Risikodeckungsmethoden im Zusammenhang mit dem neu aufgetauchten AIDS-Risiko gerade solche diskreten Vorgehensweisen benötigt wurden, weil sich eben schlagartig gezeigt hatte, daß man offensichtlich doch nicht nur mit kontinuierlichen Prozessen zu tun hatte.

\*

Andererseits erwies sich nach kurzer Zeit die Verwaltungstätigkeit nicht gerade als eine, welche eine Biographie vollständig auszufüllen imstande wäre. Obwohl ich mich ernsthaft bemühte, meine wachsende Unzufriedenheit zu verbergen, fürchte ich doch, daß sie auch jenen nicht verborgen blieb, denen ich letztendlich Dank schulde. Man soll den Umstand nicht unterschätzen, der durch das Einkommen sicherstellt, daß man instandgesetzt ist, nicht nur sich selbst, sondern auch die Familie zu ernähren. Schon Einstein hat auf diese fordernde Funktion der Existenz hingewiesen, als er die Wichtigkeit des „menschlichen Magens“ betonte. Und er wußte, worüber er redete, denn er mußte gleichfalls

langjährig in der Verwaltung (nämlich in einem Berner Patentamt) tätig sein, bevor er seine wissenschaftliche Karriere beginnen konnte. So wie Einstein seinen Planck hatte, welcher ihm diese Karriere überhaupt erst ermöglichte, so hatte ich immerhin nicht weniger als fünfmal ähnliche, wenn vielleicht auch nicht so spektakuläre, Unterstützer. (Die Schulzeit abgerechnet, während der es ebenfalls einen Lehrer (Edgar Pardy), noch in der Grundschule, gab, der mich auf besondere Weise förderte und damit die Grundlage für meinen weiteren Schulweg legte.) Günther Wünsche war der erste von jenen fünf. Er sicherte meine Verankerung an der Universität, die mir später auch Lehraufträge (für Mathematik) an der FU verschaffte. Die anderen, auf die ich noch kommen werde, förderten meine Tätigkeit in der Philosophie.

Der Gerechtigkeit halber muß man aber folgendes sagen: Die Verwaltungstätigkeit ist, wie schon der Name andeutet, nicht eine, welche von vornherein innovative Gedanken anstrebt. Es geht vielmehr darum, bei größtmöglicher Kontinuität den reibungslosen Ablauf von praktisch ritualisierten Kontrollprozessen und Verfahren zu gewährleisten. Die juristische Grundlegung in der Staatsverfassung sichert nicht nur die Relevanz dieser Verfahren, sondern trägt nicht unwesentlich zur eigenen Rückversicherung des Bürgers inmitten unüberschaubarer Rechtsprozeduren des Alltags bei: Mit anderen Worten, *gerade weil* jedes Verfahren seinen ewig gleichen Gang nimmt, fällt die Orientierung leicht. Daß dabei viele Dinge geregelt werden, deren Existenzberechtigung man nicht ohne weiteres einsieht, ist eine andere Frage. Die Versicherungsbranche beispielsweise hat ja ihre Verdienste, denkt man etwa an die Versorgung von Unfallopfern im Straßenverkehr oder die Abdeckung von Kosten im Todesfall. (Immerhin beaufsichtigte ich jahrelang als zuständiger Mathematiker die deutsche Kraftfahrthaftpflichtversicherung, ohne selbst einen Führerschein zu besitzen – wohl die beste Voraussetzung für eine solche Aufsichtsführung.) Aber man darf dabei nicht verkennen, daß es sich immer nur um die äußere Regelung von Vorgängen handelt, deren tatsächliche Tiefenstruktur bei alledem unerfaßbar bleibt. Wie schon Adorno so unnachahmlich formuliert hat: „Wissenschaft im allgemeinen verhält sich zur Natur und zu den Menschen nicht anders als Versicherungswissenschaft im besonderen zu / Leben und Tod.“<sup>13</sup> Dabei schwebte ihm noch eine Mathematik vor, die sich selbst als Reduktion verstehen und die allein er kennen konnte, heute entzieht sich die moderne Mathematik durchaus dieser Reduktionsbestimmung der reinen Äußerlichkeit. In dieser Form ist sie freilich nicht auf das Versicherungsrisiko anwendbar. Und wenn, dann allenfalls in soziologischer Hinsicht. (Deshalb hätte übrigens Adorno eine Fragestellung, wie die oben erläuterte der Futurologie, ohne lange Diskussion abgelehnt. Allein, was mir dabei seit den ersten Erwägungen von 1969 intuitiv vorschwebte, lag auf einer Linie, wie sie letztlich erst vor kurzem, während des Einzugs der Kategorientheorie in die praktischen Anwendungen der Modellbildung, ihre eigentümliche Ausbildung erfahren hat.)

---

<sup>13</sup> T.W.Adorno: Gesammelte Schriften 3 (Dialektik der Aufklärung), Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1981, 103sq.

Ritualisierung der täglichen Abläufe, das ermüdet natürlich alsbald. So daß ich mich schon nach kurzer Zeit daran gewöhnte, zwischen „eigentlicher“ und „uneigentlicher“ Arbeit (Mohr) zu unterscheiden. Die wahre Tätigkeit, nämlich jene des Forschens und Denkens, des Lesens und Schreibens, sah ich nur noch in einem, gleichsam utopischen, Bereich „[j]enseits des Baulärms, [im] Reich der Freiheit.“ Das heißt, ich wurde zunehmend ein Freizeitarbeiter, der seine ernsthafte Arbeit immer erst begann, wenn die offizielle Gleitzeit längst abgegolten war. Eine Differenzierung in Arbeitszeit und Freizeit entfiel, genauer gesagt. Mein Gehalt wertete ich bald zynisch als „Schadensersatz“ für entgangene Arbeitszeit. Auf die Frage, was man in einem Amt so tut, pflegte ich zu antworten: Akten von einem Zimmer ins andere zu tragen. Aber wirklich nervtötend war der Umstand, daß alle Entwürfe von den Vorgesetzten mitgezeichnet wurden, so daß sich alle versucht fühlten, das eine oder andere an einem Text zu „verschlimmbessern“. Einer meiner Referatsleiter hatte sogar ein Buch mit dem Titel „Wie sag‘ ich‘s treffender?“ griffbereit im Schreibtisch liegen! Und der Abteilungsleiter fragte allen Ernstes im Zweifelsfall bei der Duden-Redaktion an. Was mich nicht zurückscheuen ließ, mitunter eigene Wortschöpfungen in Umlauf zu bringen. (Nur bei der Schreibweise „mit Nichten“ blieb sogar die Sachbearbeiterin hart, welche die Beiträge zum öffentlichen Mitteilungsblatt des Amtes betreute.) Als ehemaligem „Zaungast“ stand mir ja die ideologische Begründung meiner Tätigkeit nicht offen: Eine Unterwanderung als Exil (im Amt) kam nicht in Frage. Das Motto „gleitende Lebenszeit statt gleitende Arbeitszeit“ war gerade noch akzeptabel; aber von vornherein war klargestellt, daß es sich hierbei nicht um ein „psychosoziales Moratorium“ handeln konnte, um eine „kulturell verzögerte Adoleszenz.“ (Das waren alles Attribute der Achtundsechziger.) Und doch war es letztlich nichts anderes als ein Moratorium.

Mir standen allerdings zwei ganz andere Möglichkeiten offen: Zum einen entwickelte sich allmählich die Figur des „unerkannten Denkers“ – dieses Motiv des „armen Märzhasen“ dient dem Vorliegenden ja auch als Titel. Zum anderen entdeckte ich zunächst die Gewerkschaftsarbeit und alsbald danach die Personalratstätigkeit. Und es zeigte sich, daß die letztere und die Lernhaltung eines Philosophen mehr miteinander zu tun haben als ursprünglich angenommen.

Im Herbst des Jahres 1982 immatrikulierte ich mich zunächst – neuerlich bei der TU Berlin – am Fachbereich Kommunikationswissenschaften mit den Fächern Philosophie, Geschichte und Literaturwissenschaften. Der unmittelbare Anlaß hierzu ergab sich aus der Lektüre der Flaubert-Biographie Sartres<sup>14</sup> im vorausgegangenen Sommer: Die von Sartre *progressiv-regressiv* genannte biographische Methode, die darauf ausging, das Vermittlungsverhältnis der einzelnen Person inmitten des sozialen Kollektivs, dem sie angehört, zu rekonstruieren, am Beispiel Flaubert expliziert, erinnerte mich an mein altes Projekt der „exakten Geschichtstheorie“ und ich vermeinte auch Möglichkeiten in dieser Methode zu erkennen, die es gestatten würden, sie auf die Erfassung von Naturprozessen zu

<sup>14</sup> J.-P. Sartre: Der Idiot der Familie. Gustave Flaubert 1821-1857. In der Übersetzung von Traugott König. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1979. (Im französischen Original bei Gallimard, Paris, 1972.)

erweitern. Ein wahrlich gewagtes Unternehmen, hatte doch Sartre selbst naturphilosophische Erwägungen stets von sich gewiesen und sein Werk ausschließlich auf die Diskussion sozialer Systeme beschränkt. Mir gelang es aber vergleichsweise schnell, nicht nur in diese Theorie Eingang zu finden, sondern auch auf die eine oder andere Verallgemeinerung hinzuarbeiten. Und schon in den Jahren 1983 und 1984, also im Laufe der ersten vier Semester meines erneuten Studiums, begann ich über dieses Thema zu veröffentlichen. (Bis dahin hatte ich ausschließlich mathematische und physikalische Aufsätze, insgesamt rund 60 Stück, veröffentlicht.)

Ich begann auch, Geschichte als Superposition von vielen Biographien zu lesen (bei Sartre gibt es in seinem zweiten Hauptwerk, der „Kritik der dialektischen Vernunft“<sup>15</sup>, viele erhellende Stellen zu dieser Auffassung, namentlich illustriert an sehr anschaulichen Beispielen aus der französischen Revolution). Und Biographien begann ich, im Sinne der Strukturbildungsprozesse zu interpretieren, so wie ich sie aus der Prigogineschen Theorie nichtlinearer Phänomene kannte: als permanente Abarbeitung eines Konfliktes zwischen Stabilität und Instabilität, die ständig zur innovativen Strukturbildung führt, welche das individuelle Projekt der Person ausdrückt. (Ich habe seitdem viel darüber geschrieben.)

Aber letztlich war dieser Anlaß zur neuerlichen Aufnahme und Durchführung eines Studiums nur so etwas wie ein an die Oberfläche brechendes Kondensat der Entwicklung, die ich zwischenzeitlich in den Jahren seit meinem Amtseintritt 1978 genommen hatte: Ich konnte mich nicht wirklich damit abfinden, mein Leben im Amt beschließen zu müssen, und vielleicht als Höhepunkt meiner Laufbahn kurz vor dem Ruhestand noch die Leitung eines Referates übernehmen zu dürfen. All das, nachdem ich bisher immer als jüngster meine verschiedenen Studienabschnitte beendet hatte. Die Aussicht, für die nächsten 35 Jahre nichts wesentliches mehr zu tun zu haben, trug nicht gerade zu meiner allgemeinen Erheiterung bei. (Ich fürchte, daß auch meiner Familie dieser Zustand nicht nur nicht verborgen geblieben ist, sondern sich vielmehr mitunter äußerst unangenehm bemerkbar gemacht hat. Im Jahr 1977 hatte ich die aus Südkorea stammende Psychologin Young-ja Jung geheiratet, und 1980 traf zunächst unsere Tochter Julia ein, 1985 folgte unser Sohn Thomas.) Das Studium (das ja völlig nebenbei durchgeführt werden mußte) verschaffte mir so etwas wie eine „Rehabilitationsmöglichkeit“, die ich soweit wie nur machbar nutzen wollte. Tatsächlich schloß ich das Studium mit der Promotion in Philosophie im Jahr 1988 ab und wurde darauf langjährig als Lehrbeauftragter an der FU tätig. Auf diesem Weg unterstützten mich vor allem Traugott König, der für Deutschland maßgebliche Sartre-Übersetzer, und Hans-Werner Schütt, der mich als zweiter Doktorvater betreute. Der letztere förderte meine Promotion, die am Institut gleichwohl umstritten war, obwohl vielleicht auch er nicht ganz meine Auffassungen teilte und dazu noch meine Dissertation (über die historischen und philosophischen Aspekte der Wissenschafts- und Technikrezeption im Frankreich des

---

<sup>15</sup> J.-P. Sartre: Kritik der dialektischen Vernunft. In der Übersetzung von Traugott König. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1967. (1960)

19. Jahrhunderts am Beispiel der Literatur von Jules Verne) nicht wirklich seine Interessengebiete traf. Um so höher ist seine Förderung zu bewerten. Der erstere führte mich dagegen in die Gruppe der Sartre-Forscher in Deutschland ein und ermöglichte mir ein erfolgreiches Debut beim großen Sartre-Kongreß an der Universität Frankfurt im Jahre 1987. Meinen schnellen Einstieg in die Sartre-Arbeit habe ich ausschließlich seinem entgegenkommenden Interesse zu verdanken.

Nun ist es ja keineswegs so, daß man solche Entwicklungen in einem Amt verborgen halten könnte. Es konnte bestenfalls darum gehen, die Aufmerksamkeit von Kollegen und Vorgesetzten vorerst in „unschädlichen“ Bereichen zu binden. Vor allem die Vorgesetzten, welche sich in einer vielleicht eher zufällig unglücklichen Kombination zusammengefunden hatten, waren sicher, daß ich etwas tat, was nicht in ihr Amtskonzept paßte, obwohl sie nicht genau wußten, worum es sich handelte. Sie zogen die „Schrauben“ der Kontrolle an, das heißt, sie scheuten nicht vor der Schikane zurück. Heutzutage nennt man das ja „mobbing“, aber damals war das noch kein gut erforschter Sachverhalt. Man muß zudem bedenken, daß in einer abgeschlossenen Mikrowelt, wie das Amt eine darstellte, keine objektiven Kriterien existieren, um irgendwelche Details der Arbeit zu beurteilen. Es gibt immer nur subjektive Kriterien, die kurzerhand (nämlich qua Hierarchie) zu objektiven erklärt werden. Eigentlich ist eine solche geschlossene Welt nichts als eine Phantasiewelt, von den qua Hierarchie als tonangebend Identifizierten nach *gusto* entworfen. Was man als einzelne Person davon zurückbehält, ist das, was man gewöhnlich einen „Ruf“ nennt. Schon frühzeitig hatte ich mir einen solchen Ruf erworben. Zum Beispiel galt ich als der ungewöhnliche Kollege, der bei örtlichen Prüfungen in München niemals das Hofbräuhaus betreten hatte, wohl aber des öfteren die Staatsbibliothek. Oder der abends immer irgendwelche Bekannten und Freunde traf, die er offensichtlich überall und nirgends hatte, aber nicht mit den Kollegen in der einen oder anderen Kneipe verschwand. (Es versteht sich, daß die meisten Bekannten fingiert waren.) Und er fuhr zu Prüfungen immer mit der Eisenbahn und benutzte niemals das Flugzeug – angeblich, um in Ruhe lesen zu können. Merkwürdig.

Während einer Periode von sechs Jahren inmitten meiner Amtszeit arbeitete ich halbtags, was leider zu schweren finanziellen Einbußen und mithin langfristigen Belastungen führte. Ursprünglich war die Absicht, meine Promotion in dieser Zeit in Ruhe beenden und die Habilitation vorbereiten zu können. Zeitlich ging dieser Plan nicht ganz auf, finanziell leider überhaupt nicht. Und als ich dann ganztags zurückkehrte, geriet ich unter die verschärfte Kontrolle meines Abteilungsleiters, der aus meiner Halbtagszeit messerscharf geschlossen hatte, ich hätte es ohnehin nicht nötig zu arbeiten. (Er hatte wohl davon gehört, daß meine Frau Psychologin ist, und sich in seiner Einfachheit gedacht, sie habe eine gutgehende Praxis. Tatsächlich arbeitete sie – schon allein wegen der Kinderbetreuung – mit nur geringem Einkommen lange Zeit in einer Krisenberatungsstelle. Aber einem Verwaltungsbeamten, der denkt, das Leben sei so etwas wie eine Akte auf Wiedervorlage, sind diese Unterschiede allemal zu abstrakt.)



Nachdem die Situation über mehrere Monate hinweg eskaliert war, wurde ich zu meiner großen Erleichterung, nachdem ich schon längere Zeit dem Personalrat des Amtes angehört hatte, zum Personalratsvorsitzenden gewählt und ganztags von meiner üblichen Tätigkeit freigestellt. Natürlich sah ich mich in letzter Minute dem feindseligen Zugriff meines Abteilungsleiters entzogen (der mich zuletzt mit schriftlichen Ermahnungen überzogen hatte und sich auch nicht scheute, einen jüngeren Kollegen auf mich anzusetzen, der in meiner Abwesenheit meine Vorgänge überprüfte). Zugleich trat aber etwas ganz Unerwartetes ein.

Der Personalrat in einer Behörde hat ja in der Regel keine großen Möglichkeiten, auf der Grundlage des Personalvertretungsgesetzes (in Deutschland) Einfluß auf die Geschicke der Kolleginnen und Kollegen zu nehmen. Seine Funktion besteht in der Hauptsache darin, mit der Amtsleitung Gespräche zu führen, in der Absicht, das eine oder andere Indirekte für jene zu bewirken, die sich gerade in Schwierigkeiten befinden. Sei es, daß eine Kündigung droht (weil ein Mitarbeiter seine Gleitzeitkarte zu Hause selbst gestempelt hat), daß ein Kollege allzu sehr dem Alkohol ergeben ist oder dem Tablettenkonsum, daß sich mehrere Kollegen streiten, jemand vom Vorgesetzten malträtiert wird. Immer hat der Personalrat eigentlich keine juristische Basis, wohl aber eine moralische Funktion, auf deren Grundlage er intervenieren kann. Im Grunde wirkt der Personalrat als ein Katalysator, um die Amtsleitung zur Ausübung von Kulanz zu bewegen. Und wenn die Konstellation nicht allzu militant strukturiert ist, was das Verhältnis der jeweiligen Gesprächspartner untereinander angeht, geschäftsführender „Personalchef“ und Personalabteilungsleiter nebst Vizepräsident und Präsident (mit allen zugehörigen Sekretärinnen) auf der Amtsseite, Personalratsvorsitzender und sein Stellvertreter auf der Seite der Mitarbeiter, dann funktioniert diese Rollenverteilung, jenseits aller personalrechtlichen Regelungen, ganz gut. Vor allem wird eine gerichtliche Intervention gefürchtet. Der Personalrat, von einem sehr guten Anwalt beraten, würde diese Möglichkeit natürlich nur dann erwägen, wenn die Rechtslage im Einzelfall klar ist. Und nichts wäre peinlicher für eine Amtsleitung, als einen Gerichtsprozeß zu verlieren. Deshalb geht es also im wesentlichen um eine Bereinigung aller Probleme im Vorfeld weiterer Maßnahmen, gleich welcher Art.

Die Beschäftigten einer Dienststelle kennen diese Zusammenhänge mehr oder weniger gut. In der Regel werden sie dazu neigen, die Einflußnahme des Personalrats zu überschätzen. Der wichtige Punkt ist dabei aber der folgende: Allein die Tatsache, daß alle Beschäftigten wissen, daß es eine Anzahl von Personen gibt, die sich mit ihren Angelegenheiten befassen, trägt allein schon zu einer beruhigenden Empfindung bei. Genauer gesagt: Für viele, denen nicht wirklich substantiell geholfen werden kann, genügt schon die Möglichkeit, sich mit einem Kollegen über ihre Probleme auszusprechen. Und es ist genau diese praktisch fast therapeutische Tätigkeit des Personalrats, die einem Philosophen durchaus gut ansteht. Ich sah mich unerwartet in der Position, Ratschlag erteilen zu können auf der Grundlage dessen, was ich im Zuge meiner philosophischen Arbeit gelernt hatte. Für mich war das eine ganz neue Interpretation des Begriffs

„praktische Philosophie“. Kurz bevor ich nach München ging, bei meiner Abschiedsrede auf der letzten von mir turnusgemäß geleiteten Personalversammlung im Dezember 1994, bemerkte ich aus den Reaktionen des Plenums, daß es mir tatsächlich in meiner Amtszeit gelungen war, eine entsprechend positive Resonanz unter den Kollegen zu erzeugen. Streng genommen, handelte es sich hierbei um meinen ersten (und bislang einzigen) Berufserfolg außerhalb des Universitätsbereiches. Zugleich versetzte mich die – im Vergleich zur gewöhnlichen Verwaltungstätigkeit – sehr selbständige und freizügige Arbeit im Personalrat (beispielsweise gab es niemals wieder jemanden, der in meinen Entwürfen herunkorrigierte!) in die Lage, meine Forschung in Ruhe weiter zu betreiben – und meine Bewerbungen an Hochschulen. Das Motto war immer noch das Mohrsche: „Wer einmal etwas ganz anderes gewollt und gesehen hat, kann es nie ganz vergessen.“<sup>16</sup> Und der Rückkehr an die Hochschule war ich bereit, nicht nur das (nunmehr) gute Verhältnis zu den Kollegen im Amt zu opfern, sondern noch schlimmer: auch das Leben in einer schönen, alten Friedenauer Wohnung von 160 Quadratmetern in meiner Geburtsstadt Berlin. Das heißt, ich war bereit, das Exil in der Provinz in Kauf zu nehmen.

\*

Die letztlich ausschlaggebende Bewerbung datierte vom Jahresbeginn 1992. Nach der damaligen Eskalation meines Verhältnisses zum Abteilungsleiter hatte ich mich verstärkt um Bewerbungen bemüht, die ja nur, solange ich lediglich promoviert war, an Fachhochschulen in Frage kamen. Freilich dauerte das Berufungsverfahren nicht weniger als drei Jahre. Und es ist nur dem außerordentlichen Durchhaltevermögen des damaligen Vorsitzenden des Berufungsausschusses, meinem jetzigen Kollegen Helmut Wagner, zu verdanken, daß es zu einem für mich erfolgreichen Ende gebracht werden konnte. Denn zwar stand ich von Anfang an auf der ersten Position der Dreierliste, die ganz zügig vom Berufungsausschuß erstellt worden war. Im weiteren Verlauf geschahen freilich alle möglichen unerwarteten Dinge: Eine Mitbewerberin, die vom Ministerium wegen mangelnder Berufspraxis (an Fachhochschulen das Äquivalent für die Habilitation) von der dritten Position auf der Liste heruntergenommen wurde, klagte auf Wiederherstellung dieser Position, indem sie Kindererziehung als Berufspraxis geltend machte, erfolglos zwar, aber von zeitverzögernder Wirkung. Ein philosophischer Kollege von einem anderen Fachbereich meinte, es sei die Stunde gekommen, um seine eigenen Auffassungen, eine solche Stellenbesetzung betreffend, zu verwirklichen. Gemeinsam mit dem damaligen Dekan meines künftigen Fachbereiches legte er gegen die Liste ein Veto ein. Die Stelle mußte noch ein zweites Mal ausgeschrieben werden. Als „Listenanführer“ blieb ich zwar vor weiteren Probeveranstaltungen und Einreichungen verschont. Gleichwohl, das Ganze wuchs sich zu einer enormen nervlichen Belastung aus.

---

<sup>16</sup> Mohr, op.cit., 139.

Schließlich gab es noch so etwas wie eine „Gesichtskontrolle“ beim zuständigen Ministerialrat, durchaus ein seltener Vorgang bei Berufungsverfahren, und letztlich hatte offenbar ein Mitbewerber (die Nummer „Zwei“ der Liste) Probleme damit, eine rechtzeitige, entwarnende, Stellungnahme der Gauck-Behörde für sich einzuholen. Das führte dazu, daß jener Ministerialrat, der lieber ihn als mich gehabt hätte, am Ende die Geduld verlor und die Berufung, nämlich meine Berufung aussprach. Damit war die Sache zum 1. April 1995 ausgestanden. Wie ein unerschütterlicher Fels inmitten der Brandung hatte die ganze Zeit über Helmut Wagner, als Ausschußvorsitzender, ausgehalten und mein Banner „hochgehalten“.

In jener Zeit erwarb ich eine Art der „praktischen Schizophrenie“, welche, latent immer schon mehr oder weniger vorhanden und durch die lange Amtszugehörigkeit über etliche Jahre hinweg antrainiert, mich befähigte, in Erwartung des vorgesehenen Absprungs im Amt meine Ruhe, soweit wie möglich, zu bewahren und meinen Personalratsgeschäften nachzugehen ohne meine eigentlichen Interessen zu vernachlässigen. Lediglich mein Stellvertreter war über den jeweiligen Stand der Bewerbung in München unterrichtet. Und je länger das Verfahren dauerte, umso mehr ließ er angesichts seiner eigenen Arbeitsbelastung (denn er war nicht vom Dienst freigestellt) durchblicken, früher sei es die Regel gewesen, daß sich Vorsitzende und Vertreter im Personalrat die Freistellung teilten. Er hatte damit durchaus Recht, so daß ich insgeheim mit der Möglichkeit zu rechnen hatte, bei einem Scheitern des Verfahrens in München wenigstens zur Hälfte wieder in die Verwaltungsarbeit eintreten zu müssen. Glücklicherweise kam es ja anders. Diese drei Jahre der Anspannung, gleichsam untergründig neben den gewöhnlichen Tagesgeschäften wirkend und neben meinen sonstigen Aktivitäten, Tagungsauftritten, Workshops, Veröffentlichungen usf., waren die Periode, in welcher der *Habitus des Märzhasen* entstand. Oder besser gesagt: aus dem bereits langfristig Angelegten an die Oberfläche kam. – Sie werden sich dunkel erinnern: Der Märzhase tritt zum ersten Mal im Kapitel 7 von Carroll's „Alice's Adventures in Wonderland“ auf, nämlich in „der verrückten Teeparty“. Neben dem „verrückten Hutmacher“ und der „Schlafmaus“ fällt er vor allem dadurch auf, daß er sich nicht gerade klar auszudrücken vermag. Alice hat erhebliche Schwierigkeiten damit zu verstehen, was er eigentlich ausdrücken möchte mit alledem, was er sagt. Für den Märzhasen gilt vorerst das, was später auch vom Hutmacher gesagt wird: „[His] remark seemed to have no sort of meaning in it, and yet it was certainly English.“<sup>17</sup> Bei genauerem Hinsehen kann man freilich den Märzhasen ganz anders sehen, nämlich als einen, den es darum geht, sich so klar wie möglich auszudrücken, ohne aber seine „Mithasen“ (nebst vielen Art-*Ungenossen*) allzusehr in Mitleidenschaft zu ziehen oder sie gar der (emotionalen) Verletzung auszusetzen. Denn die meisten verstehen deshalb nichts von den Dingen, nicht weil sie *prinzipiell* diese nicht verstehen könnten, sondern weil es schmerzhaft für sie wäre, die Dinge so zu verstehen wie sie sind. Beispielsweise

---

<sup>17</sup> Lewis Carroll: Alice's Adventures in Wonderland. Through the Looking Glass. Penguin 1980 edition, 95.

ist es vergleichsweise leicht, vom Leben im Amt ein Bild zu zeichnen, das so traurig ist, daß alle Beteiligten künftig nur noch gebückt und mit Tränen in den Augen durch die Flure zu schleichen imstande sind. Viele ahnen auch durchaus, daß es in Wahrheit so wäre. Nicht umsonst ist der Konsum von Alkohol, Tabletten und dergleichen in einer solchen Behörde sehr stark ausgeprägt. Und das Konfliktpotential unter den Kolleginnen und Kollegen ist außerordentlich hoch. Aber es ist allemal angemessener, dient der Durchführung einiger amtlichen Mindesttätigkeit, schont die Nerven und ist ganz allgemein weit beruhigender, von objektiven Sachverhalten abzusehen und vielmehr zu unterstellen, es gäbe so etwas wie eine „Phantasiewelt“, die all das wirklich konsistent zu begründen in der Lage ist, was die Menschen alltäglich umzutreiben pflegt: ein ausgefülltes Arbeitsleben, verdiente Beförderungen, ausreichende Vergütung, interessante Tätigkeiten, welche die ganze Persönlichkeit fordern und dieser Dinge mehr. (Allein die Tatsache, daß Verwaltungsbeamte, die in regelmäßigen Abständen beurteilt werden, also eine Art Zeugnis ausgestellt bekommen, dessen Ergebnis über ihr weiteres Fortkommen entscheidet, unter anderem nach Maßgabe ihrer „Persönlichkeit“ bewertet werden, ist einer der absurden Höhepunkte solcher Verfahren, wenn man bedenkt, wie die Persönlichkeit jener tatsächlich beschaffen ist, die andere zu beurteilen haben. Die Bezeichnung „geistiger Inzest“ ist wohl noch das zurückhaltendste, was einem dazu einfällt.)

Der Märzhase ist also einer, der die Dinge zwar durchschaut, sich aber bemüht, die wirklichen Zusammenhänge seiner Umwelt nur auf vorsichtige Weise mitzuteilen, derart, daß zwar nichts Falsches gesagt wird, aber auch nichts allzu sehr Verletzendes. Er ist eine Art Zaungast, der freundlich geworden ist. Das Resultat ist allemal Unklarheit. Deshalb ist der Märzhase immer auch ein *armer* Märzhase. Denn seine stete Bemühung wird niemals anerkannt. Entweder gilt er als undeutlich und abgehoben, arrogant oder unhöflich, oder man versteht überhaupt nicht, worauf er hinauswollte. Man wird nicht das zu ihm sagen, was der König bei Carroll zum Hutmacher sagt: „You’re a very poor speaker.“<sup>18</sup> – Ganz im Gegenteil. Er redet viel mehr als andere und allemal besser. Aber die meisten haben das Gefühl, er hätte auf ganz gewöhnliche Weise gesprochen, in einer wohlbekannteren Sprache, aber man würde trotzdem nichts wirklich verstehen können. Er ist nicht „arm“, so wie die empfindliche Schlafmaus arm ist, die nur noch in einem permanent sedativen Zustand an der Teeparty teilzunehmen imstande ist und von den anderen nur ausgenutzt wird. Er ist vielmehr „arm“ in dem Sinne, daß seine Bemühungen am Ende ohne Erfolg bleiben müssen und er keinerlei Anerkennung zu erwarten hat. Hutmacher und Schlafmaus sind noch seine besten Partner inmitten eines deprimierenden Alltags, denn hinter ihrer „Verrücktheit“ (im strengen Sinne des Wortes) eint sie immerhin ihre Originalität mit dem Märzhasen. Alice dagegen erscheint als die durchschnittliche „Ritterin vom gesunden Menschenverstand“, die im Unverständnis verharren muß und deshalb keine wirkliche Beziehung zu ihm herstellen kann: Sie versteht noch

---

<sup>18</sup> Ibid., 147.

nicht einmal den Unterschied invertierter Satzstellung. (Darauf weist sogar der Hutmacher hin: „You might as well say that ‚I see what I eat‘ is the same thing as ‚I eat what I see.‘“<sup>19</sup>)

Wir sehen schon worauf es ankommt: Der Philosoph unter den Zaungästen ist recht eigentlich der wahrhaft arme Märzhase. Denn es fällt ihm schwer, erworbenes Wissen und gewonnene Einsicht gesellschaftlich relevant werden zu lassen, ohne als Spielverderber oder abgehobene Person zu gelten, die nur Irritierendes äußert. Mein berühmter mathematischer Kollege vom Christ Church College in Oxford (Charles Lutwidge Dodgson, genannt: Lewis Carroll), der ja auch ein Buch über mathematische Logik geschrieben hat, stand dieser Einsicht sehr nahe. Er selbst war gleichfalls vielfältigen Mißverständnissen und Unklarheiten ausgesetzt. Nicht, daß er diese nicht auch selbst befördert hätte – gerade seine Beziehung zu jener real existierenden Alice, die in der Literatur verewigt worden ist, kann als beredtes Zeugnis hierfür gelten – aber sein Gespür für eine konkret praktische Alltagslogik jenseits aller wahren (mathematischen) Logiken war umso ausgeprägter. Insofern wurde mir auch in der damaligen angespannten Schlußphase meiner Amtszeit, also meiner Zeit inmitten der Alltagspraxis, klar, daß man nur zu seinen eigenen Zielen zu stehen imstande ist, wenn man permanent daran arbeitet, jenes „Aufklaffen“ einer Lücke zwischen diesen beiden Logiktypen verkräften zu können. Man muß diesen Widerspruch auf sich nehmen und akzeptieren (wie Sartre schon sagt), ohne dabei das aus den Augen zu verlieren, was nötig ist, um zum Ziel hinzuführen. Aber an erster Stelle gilt es daher, dieses Ziel genau zu bestimmen. Und in diesem Sinne muß man darauf ausgehen sich selbst zu erkennen. Was allemal ein schmerzhafter Prozeß ist. Deshalb sind auch berühmte Größen in Wissenschaft, Philosophie und Kunst immer solche, die in ihrem innersten Kern nichts weiter sind als ein armer Märzhase. Dieser ist die notwendige, wenn auch nicht zureichende Bedingung dafür, daß das eigene Projekt wirklich gelingt. Dazu gehört auch die realistische Einschätzung des nur scheinbaren Erfolgs, des kurzlebigen, unechten Erfolgs, der angemaßten oder selbst beweihräuchernden Prominenz, wie sie gegenwärtig in allen Talkshows grassiert und letztlich nur der Anpreisung jener Scheinwerke dient, zu deren Erwerb die Zuschauer überredet werden sollen. (Talkshows sind mithin seit langem zu Promotionstournees des Unwesentlichen geworden.) Im Amt galt immer der Wahlspruch: „Nur die Fähigsten!“ Das heißt, nur die Fähigsten wurden auserwählt, um befördert zu werden. Nur die Fähigsten wurden ins Ministerium versetzt, wo sie dann schneller befördert werden könnten als im Amt. Nur die Fähigsten wurden von den Unternehmen, die sie beaufsichtigten, für Vorstandsposten oder als Chef-Mathematiker abgeworben. Und es gab Leute, die immer die Formulierung parathatten: „Ich habe immer gesagt, wenn einer, dann er ...“ Nun, die Bilanz am Ende der Karrieren ließ durchaus Zweifel an der Fähigkeit jener Fähigsten aufkommen. Viele Verträge sind plötzlich nicht mehr verlängert worden. In einem besonders spektakulären Fall endete eine solche

---

<sup>19</sup> Ibid., 94.

Glanzkarriere abrupt mit einem selbstgesetzten Schuß. Da soll man noch sagen, die Versicherungsmathematik habe nichts mit Leben und Tod zu tun!

Aber was bleibt bei alldem wirklich? Tatsächlich heißt die Devise immer noch, wie sie schon immer hieß (Sartre hat sie auch bei Flaubert lokalisieren können): „Scripta manent!“ (Die Schriften überdauern!) So heißt wahrlich immer noch die Devise. Man kann sie auf all jene Fälle verallgemeinern, die nicht gerade mit schriftstellerischen Tätigkeiten befaßt sind, aber auf einer ähnlichen Linie der Produktion liegen. Es kann sich ja auch um andere Werke als Druckwerke handeln. Aber im Grunde bleiben sich alle diese Fälle gleich: Es geht vor allem darum, etwas zu produzieren, das die eigene Individualität inmitten jenes nervtötenden Alltags des Scheins als besondere Struktur hervorzuheben imstande ist. Das in seiner Besonderheit als eben diese Besonderheit ein und für allemal gesetzt wird und die eigene körperliche Existenz überdauert. Das kann in vielerlei Hinsicht geschehen. Aber die offensichtlich dankbaren Gebiete sind in erster Linie eben Wissenschaft, Philosophie und Kunst. Und sehr oft geht es darum, alle drei geeignet zu kombinieren.

Wie das gemeint ist, mag ein anderes Beispiel illustrieren helfen, das mit der Stadt Wien verknüpft ist: In seiner Dissertation über das Machsche Prinzip, verteidigt am 27. Februar 1908 an der Universität zu Berlin, zugleich mit Prüfungen in Philosophie, Physik und Mathematik, versucht Robert Musil<sup>20</sup>, eine Synthese dieser drei Gebiete herbeizuführen. In der Einleitung seiner Arbeit weist er darauf hin, daß „[d]ie Philosophie ... heute ihr Verhältnis zu der in so weitem Bereiche aufgedeckten Gesetzlichkeit der Natur, ihre Stellungnahme zu dem alten Suchen nach einer richtigen Fassung des Substanzbegriffes und des Begriffs der Kausalität, zu den Beziehungen zwischen Psychischem und Physischem usw. mit Berücksichtigung aller Mittel und Ergebnisse der exakten Forschung neu zu gestalten“ versuche.<sup>21</sup> (Eine Ähnlichkeit mit meinem zuvor dargelegten Programm mag Ihnen nicht verborgen geblieben sein.) Als Musil das schrieb, arbeitete er bereits an seinem ersten literarischen Werk („Der junge Törleß“), und das berühmte Hauptwerk („Der Mann ohne Eigenschaften“) bereitete sich schon vor. Es ist auch ganz bezeichnend, daß auch seine Promotion nicht ganz reibungslos ablief. (Der Doktorvater Carl Stumpf gab die Dissertation in der Erstfassung zur Überarbeitung zurück.) Im Grunde verweist das eine auf das andere: Denn hier stößt der Wirklichkeitssinn auf den Möglichkeitssinn. So wird Musil es zu Beginn seines berühmten Romans ausdrücken: „Wenn man gut durch geöffnete Türen kommen will, muß man die Tatsache achten, daß sie einen festen Rahmen haben.“<sup>22</sup> Diese Maxime seines Vaters benutzt der Protagonist Ulrich als Ausgangspunkt für seine Reflexion über den Gegensatz zwischen Wirklichkeitssinn und Möglichkeitssinn, wobei die Maxime den ersteren zum Ausdruck bringt. Er stellt dieser Maxime jene Personen gegenüber, welche Pro-

<sup>20</sup> R.Musil: Beitrag zur Beurteilung der Lehren Machs. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde genehmigt von der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, 14.3.1908. (Hier zitiert nach der Rowohlt-Edition, Reinbek, 1980.)

<sup>21</sup> Ibd. 15.

<sup>22</sup> R.Musil: Der Mann ohne Eigenschaften. In: Gesammelte Werke, Bde. 1-5, Rowohlt, Reinbek, 1978, I, 16.

positionen vom Typ „Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen ...“ durch solche vom Typ „Hier könnte, sollte, müßte geschehn ...“ ersetzen. Und er fährt fort: „Solche Möglichkeitsmenschen leben, wie man sagt, in einem feineren Gespinst, in einem Gespinst von Dunst, Einbildung, Träumerei und Konjunktiven; Kindern, die diesen Hang haben, treibt man ihn nachdrücklich aus und nennt solche Menschen vor ihnen Phantasten, Träumer, Schwächlinge und Besserwisser oder Krittler.“<sup>23</sup> Sie sind unpraktische Menschen, die sich – wir erkennen bereits den Habitus des „armen Märzhasen“ wieder – in Handlungen manifestieren, „die [ihnen] etwas anderes bedeuten als anderen, [die sich] aber ... über alles [beruhigen], sobald es sich in einer außerordentlichen Idee zusammenfassen läßt.“<sup>24</sup>

Einerseits bewahrt der Möglichkeitssinn vor der Verzweiflung angesichts der ausweglosen Faktizität, denn, wie es bei Musil heißt, „in jedem Beruf, wenn man ihn nicht für Geld, sondern um der Liebe willen ausübt, kommt ein Augenblick, wo die ansteigenden Jahre ins Nichts zu führen scheinen.“<sup>25</sup> Um wieviel mehr entschwinden sie dann erst, wenn man zur Ausübung des eigentlichen Berufs noch gar nicht gelangt ist! (Obwohl dadurch der letztere weniger abgenutzt wird als es vielleicht sonst der Fall wäre.) – Tatsächlich ist nichts erfrischender als anlässlich einer besonders ermüdenden Abteilungssitzung an philosophische Probleme zu denken und daran, daß alle Anwesenden wohl schwerlich verstehen könnten, was man da gerade denkt. Insofern wird die eigene, dem Notwendigen geschuldete Präsenz auch gegen die Situation als ihre Überschreitung gewendet, recht eigentlich also als militante Abwehrhaltung gegen das bedrohlich Eindringende der Anderen. Das rettende Durchhalten erweist sich somit im Grunde als privative Distinktion. – Wir sehen andererseits, wie sich bereits der Erkenntnisgewinn des Ausgeführten in der Gestalt abzuzeichnen beginnt, daß der wahre Erfolg nur darin bestehen kann, bei aller auf die Person eindringenden Wirklichkeit, die immer in Frage steht hinsichtlich des Umstandes, daß sie eher Schein als Sein transportiert, den eigenen Sinn für die Möglichkeit nicht zu verlieren. Das Wirkliche auf das Mögliche hin überschreitend, nur so kann die Welt ohne Selbstaufgabe wirksam beschritten werden. Das wußte schon Sartre ebenso wie Bloch. Es geht also letztlich um eine persönliche Utopie. Und wie man von vornherein weiß, daß Utopien nicht wirklich erreicht werden können, so bewirkt doch die Ausrichtung des eigenen Weges an der Utopie, daß „unterwegs“ Ziele verwirklicht werden können, die unter dem Sinn des utopischen Zieles stehen und dazu beitragen, eine Menge von verwirklichten Plänen oder Projekten zu definieren, die tatsächlich als ein *Sinn dieses Lebens* aufzufassen sind.

\*

---

<sup>23</sup> Ibd.

<sup>24</sup> Ibd., 17.

<sup>25</sup> Ibd., 19.



Mit dem Frühjahr des Jahres 1995 kam schließlich meine persönliche Abarbeitung am Konflikt zwischen Wirklichkeits- und Möglichkeitssinn zu einem vorübergehenden Abschluß. Nicht deshalb, weil dieser Zusammenhang hinfällig geworden wäre. Hatte er sich doch vielmehr als ein für jede Biographie konstitutiver erwiesen. Sondern weil er von nun an praktisch zur Berufsausübung selbst erhoben worden war. Auf den ersten Blick manifestierte sich dieser Umstand im eklatanten Anstieg meiner Produktivität. Dem „entfesselten Prometheus“ gleich stürzte ich mich in eine Vielzahl von Projekten, auf die ich mich jetzt wirklich ganztägig konzentrieren konnte. Dazu eine kleine Statistik: Ich hatte bis zum Zeitpunkt meiner Berufung nach München, also zwischen 1974 und 1994, rund 150 Aufsätze veröffentlicht. Seitdem aber, also zwischen 1995 und 2001, ist fast noch einmal soviel veröffentlicht worden (130 Arbeiten, davon aber sieben Bücher, also bei weit höherer Produktion von Druckseiten – um nur bei der *Quantität* zu verbleiben). Das entspricht rein quantitativ einer Steigerung von 7.5 auf über 21 Veröffentlichungen pro Jahr, also um rund 300%. So gesehen, gewann mein seit der Sartre-Lektüre von 1982 angenommenes Motto „Scripta manent“ eine ganz neue Konnotation! Der Punkt ist natürlich, daß das Lehrdeputat an einer Fachhochschule in Deutschland erheblich höher ist als das an einer Universität, nämlich 18 statt 8 Wochenstunden. Aber verglichen mit meiner Amtstätigkeit, die im Durchschnitt 38 Wochenstunden mit der Stempelparte belegte Präsenz erfordert hatte, ob produktiv oder nicht, ist ein solches Lehrdeputat mehr als eine bloße Entfesselung. Und man soll sich nichts vormachen: Auch das interne Leben an einer Hochschule ist nicht das reine Paradies. Denn die Leute dort unterscheiden sich letztlich nur unwesentlich von anderen. Auch hier trifft man auf Kollegen, die so manchen Verwaltungsbeamten weit in den Schatten stellen würden, was Kleinkariertheit und Freude am Unwichtigen und Irrelevanten angeht. Aber das ist nicht der Kern des Ganzen: Tatsache ist, daß das wissenschaftliche Personal an einer Hochschule keiner Vorgesetztenstruktur unterliegt, wie sie die Hierarchie der Verwaltungsbehörden oder der Leitungsebenen von Unternehmen vorzugeben pflegt. Dadurch wird die Zahl der täglich vorfindlichen Reibungsflächen erheblich vermindert. An einem Fachbereich für Allgemeinwissenschaften, wie es ihn nur an Fachhochschulen gibt, wo er praktisch das aus der Mode gekommene *Studium Generale* der früheren Universitäten ersetzt, ist im übrigen jeder sein eigener Fachvertreter und es gibt keine störenden Curricula, welche die Lehrveranstaltungen in einen hinderlichen Rahmen zwängen. Tunlichst vermeidet daher auch jeder, wenn er klug ist, andere Kollegen auf der fachlichen Ebene zu kritisieren. Streng genommen, verschafft diese besondere Konstellation der fachlichen Arbeit mehr Freiheit, als es an einem Universitätsfachbereich der Fall wäre, wo man auf gleichausgebildete Kollegen trifft, die unterstellen, von allem etwas zu verstehen, was man so anbietet. Andererseits sind die Randbedingungen der Lehre anders zugeschnitten als auf der Universität. Die Forschung hat keinen hohen Stellenwert, vorausgesetzt, ihre Ergebnisse lassen sich über die Vermittlung einschlägiger Firmen explizit in Mark und Pfennigen ausdrücken. Man nennt das „angewandte For-

schung“ und grenzt diese gegen die Grundlagenforschung ab. Aber eigentlich meint man, sie gegen die „abgewandte Forschung“ abzugrenzen. Während die Universitätsforschung behauptet, die „reine“ gegen die „unreine“ zu verteidigen. Tatsächlich ist beides falsch: Forschung dient offensichtlich stets sowohl der Grundlegung als auch der praktischen Anwendung, denn jede Praxis ist inhärent theoretisch und jede Theorie praktisch. Aber strategische Spielereien dieser Art dienen natürlich in erster Linie dem Aufbau des eigenen „Images“ und haben also eher politischen, weniger fachlichen Sinn. Für die philosophische Forschung ist jedenfalls genug Platz im Laufe des Jahres. Und obwohl Tagungsbesuche, Kongreßauftritte und dergleichen nicht als Dienstreisen verbucht werden können, so daß man finanziell hierbei erheblich eingeschränkt ist (zumal auch die Förderinstitutionen, etwa der DAAD oder die DFG in Deutschland, sehr zurückhaltend sind mit der Finanzierung von Reisekosten oder anderen Kosten, wenn sie nicht für bereits gut bekannte Projektschwerpunkte beantragt werden – und diese gibt es in der Regel nur an Universitäten), obwohl das alles nicht gerade großzügig geregelt ist, kann man doch zureichend präsent sein. Man muß nicht als privatreisender Verwaltungsangestellter daherkommen, von dem es heißt, er würde in seinem Fach bestenfalls „dilettieren“. Es gibt auch alle vier Jahre die Möglichkeit, ein *sabbatical* anzutreten. Allerdings sind Zeitraum, Modus und Durchführungsgarantie nicht so gut gestellt, wie an der Universität. Es mangelt vor allem an Flexibilität, und es besteht kein Rechtsanspruch auf ein solches Freisemester. Von einem ganzen Jahr ganz zu schweigen. Nur unter Mühen gelingt deshalb ein längerer Auslandsaufenthalt – wie etwa bei meinem *sabbatical* für 1999/2000, das ich als Visiting Fellow an der Clare Hall in Cambridge (UK) verbrachte. Dieser Aufenthalt, der mir nachträglich das *Life Membership* der Clare Hall bescherte, führte allein durch die Geschlossenheit von Raum und Zeit zum Zwecke der Forschungsarbeit zu außerordentlich produktiven Ergebnissen. Und diese sind natürlich auch nicht ohne Folge für die Lehre an der Fachhochschule geblieben. Gleichwohl wird dieser Bewertungszusammenhang eher selten gesehen, denn der Regelfall des *sabbaticals* an einer Fachhochschule ist die Gasttätigkeit bei einer Industriefirma, mit entsprechendem Nebeneinkommen, oder die aktive Entwicklungshilfe in einem Land der sogenannten „dritten Welt“, bei kräftigen Gehaltszuschlägen. (Während ich, abgesehen davon, daß mein Gehalt weiterlief, den Cambridge-Aufenthalt selbst finanzieren mußte.) Die Praxis wird hierbei betont und von der Theorie als detachiert angesehen. Mein Aufenthalt in Cambridge bewirkte aber zahlreiche neue Kontakte mit Fellows aus aller Welt, die ihrerseits Einladungen folgen ließen. Aus Gründen der Flexibilität wäre es deshalb praktisch, nach einiger Zeit weitere Forschungsaufenthalte anzuschließen. So hatte ich etwa ein Jahr später Gelegenheit zu einem längeren Forschungsaufenthalt an der Universität Bologna. Aber weil kein weiterer Urlaub in Sicht war, mußte ich diesen Aufenthalt auf einen Zeitraum von knapp sechs Wochen in den Winterferien des Jahres 2001 beschränken. Dort wurde ich sodann an das neugegründete Wissenschaftskolleg in Bologna eingeladen. Aber ein solcher Aufenthalt dauert typischerweise bis zu

einem Jahr. Woher also den Urlaub nehmen? (Während in München zahlreiche Kollegen, deren Beurlaubung ansteht, kaum zu ihren entsprechenden Einladungen zu kommen imstande sind, weil sie niemanden kennen.) Und so weiter. Man sieht schon: Auch hier gibt es kein reines Paradies. Aber das ist nur ein graduelles, kein prinzipielles Problem. Als Amtsbediensteter wäre ich niemals nach Cambridge gekommen.

Es ist mir also im Laufe der Zeit gelungen, mich zwischen Pflichten und „Kür“ mehr oder weniger einzurichten, dabei den Weg verfolgend, der von Beginn an eingeschlagen war. In den genannten Veröffentlichungen spiegeln sich mittlerweile zahlreiche Bemühungen wider, das alte Projekt einer ganzheitlichen Annäherung an die Geschichtsphilosophie als einer Theorie sozialer Systeme mit naturwissenschaftlichen Methoden, namentlich mit einer zwischenzeitlich auf mathematische Logik gestützten formalen, gleichwohl qualitativen Sprache (nämlich der Kategorientheorie) fortzuführen. Mit wechselnden Erfolgen. Und rund drei Jahre nach meiner Münchener Berufung ist es mir schließlich auch gelungen, mich an der Universität Kassel mit dem Schwerpunkt Naturphilosophie zu habilitieren. Ursprünglich hatte ich mein Habilitationsprojekt noch in Berlin eingereicht, aber wieder einmal wurde es durch die Intervention eines Kommissionsmitglieds (wie schon im Falle der philosophischen Promotion) verzögert. Jener aber, der damals an der FU Berlin interveniert hatte, meldete sich nicht mehr, nachdem ich allen Änderungswünschen Rechnung getragen hatte, so daß ich das Projekt nicht zu Ende führen konnte. Nach der Rücknahme des Antrages stand mir der Weg zu einem neuerlichen Versuch offen. Und es war Wolfdietrich Schmied-Kowarzik, der mich in meinem Bestreben entscheidend förderte und meine bereits vorliegende Arbeit in einem Rekordverfahren von nur acht Monaten Dauer zur Habilitation brachte. So sind es also am Ende Edgar Parady, Günther Wünsche, Traugott König, Hans-Werner Schütt, Helmut Wagner und Wolfdietrich Schmied-Kowarzik, denen ich zu großem Dank verpflichtet bin. Denn ohne ihre aktive Mithilfe wäre wahrscheinlich nichts von dem gelungen, was ich im Vorliegenden detailliert entfaltet habe. Ohne Förderer, die sich wirklich an einer entscheidenden Stelle für jemanden einsetzen, hilft auch das stete Anpeilen einer „Invarianten der Richtung“ nicht. Ihrer aller praktischen Handeln dient mir heute zum Vorbild für die Gestaltung des Verhältnisses zu meinen eigenen Studentinnen und Studenten, in München, in Kassel und in Cambridge oder anderswo. Zwischenzeitlich betreue ich eine Gruppe von Doktoranden und Magisterstudenten an der Universität Kassel, im Rahmen eines Forschungsprojektes, das an der Interdisziplinären Arbeitsgruppe für philosophische Grundlagenforschung dort akkreditiert und seit neuestem in einen Kooperationsverbund integriert ist, der von der INTAS bei der Europäischen Kommission in Brüssel gefördert wird. Die Themen der einzelnen betreuten Arbeiten bzw. des Projektzusammenhangs sind dabei gerade jene, die mich seit etlichen Jahren umtreiben: Es geht wesentlich um das Verhältnis zwischen menschlicher Wahrnehmung und der Modellierung der Welt nach Maßgabe menschlicher Reflexion. Das heißt, der ursprüngliche Ansatz hat immer mehr die Konnotation

einer Untersuchung bekommen, welche sich auf die Verknüpfung ontologischer und epistemologischer Aspekte von Welthaftem richtet. Anders gesagt, zur ursprünglich technischen Problemstellung ist ein philosophischer Überbau hinzugekommen, der von explizit heuristischem Ausgriff ist, insofern die mathematische Modellierung nicht ersetzen, aber sie begleitend kommentieren und unter ganzheitlicher Perspektive leiten kann.

\*

Was ist nun schließlich das, was wir als Fazit aus diesen Ausführungen anzusehen imstande sind? Im Grunde kommen wir zu einem eher überraschenden Ergebnis: Zwar haben wir festgestellt, daß es tatsächlich ein Leben außerhalb der Universität gibt, aber wir haben auch klar gesehen, daß es vielleicht nicht besonders wünschenswert erscheint, es wirklich zu führen – immer vorausgesetzt, man hat bereits im Laufe des Studiums eine thematische Perspektive entwickelt, die das eigene Bewußtsein „in Beschlag nimmt.“ Anders gesagt: Es hat sich gezeigt, daß ein Absolvent (eine Absolventin) eines Universitätsstudiums, namentlich der Naturwissenschaften, auf jeden Fall in der Lage sein wird, unter mannigfaltigen Bedingungen seinen (ihren) Lebensunterhalt zu verdienen, wenn vielleicht auch am Rande der Toleranz (vor allem etwaiger Vorgesetzter). In diesem Sinne kann man getrost auf alle ernsthaften Befürchtungen verzichten. Aber das Problem liegt im Grunde woanders: Die Frage ist nämlich, ob inmitten einer, möglicherweise stark entfremdenden Alltagspraxis, genug Kraft übrig bleibt, um doch irgendwann seinem eigentlichen Ziel wieder näherzukommen, so nahe wie möglich. Das kann sicherlich nur gelingen, wenn man bei allen Umleitungen nicht die ursprüngliche Richtung aus den Augen läßt. Niemand hat uns versprochen, daß es einfach sein wird, unsere Ziele zu verwirklichen. Aber die Ausbildung selbst (und denken Sie bitte daran, daß trotz aller Bildungsinflation die hier besprochene Form der Ausbildung immer noch das Privileg einer Minderheit ist!) verpflichtet auch zur Unbeirrbarkeit. Die Umsetzung des so Erlernten in der Praxis ist eine gesellschaftliche Funktion. Und die Absolventen der höchsten Bildungsinstitutionen, die unser Kulturkreis zu bieten hat, sind in diesem Sinne Funktionäre der Gesellschaft. Man kann vielleicht, in Abwandlung einer Formulierung Sartres, sagen, daß wir „zur gesellschaftlichen Schizophrenie“ verurteilt sind. Denn die wenigen, öffentlich sanktionierten und vor allem langfristig finanzierten Plätze für Funktionäre (Professuren und vergleichbare Positionen) stehen nicht allen gleichermaßen offen. Gleichwohl ist die Besetzung dieser Positionen nicht mit einem objektiven Qualitätsurteil verbunden: Die konstitutiven Prinzipien sind allemal „Seilschaft“ und „Mediokrität“. Deshalb sollte man sich nicht persönlich getroffen werden, wenn man nicht zu den wenigen Auserwählten gehört. Ganz im Gegenteil: Das beweist im Grunde nur, daß man weder auf eine Seilschaft angewiesen, noch medioker ist. Was will man mehr? Aber man hat eine Möglichkeit, die vielen anderen Menschen verschlossen ist: Inmitten des gewöhnlichen, nervtötenden Alltags kann man sich perma-

nent darauf besinnen, was man eigentlich erreichen wollte und was dazu noch zu tun bleibt. Und trotz aller Hindernisse steht dazu die ganze Welt offen. Streng genommen, steht alles offen, was jemals (auf diesem Planeten) in Raum und Zeit gedacht worden ist. Dafür sorgt der Zugang zu unerschöpflicher Literatur und das Training, das uns allen ermöglicht, mit dieser Literatur umzugehen. Es bedarf nur einiger Beharrlichkeit. Vielleicht kann man das noch am ehesten als „radikale Subversion“ bezeichnen: sich auf die eigenen geistigen Wurzeln zurückbesinnend, die Widrigkeiten der Alltagspraxis unterlaufend, seine gesellschaftliche Funktion auszuüben, auch, wenn die Gesellschaft sich dagegen sträubt. Schon bei Flaubert hieß es einst: „Wer verliert, gewinnt.“  
Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.